

Un seul monde Un solo mondo Eine Welt

18. Feb. 1998

NR. 1
FEBRUAR 1998
DAS DEZA-MAGAZIN
FÜR ENTWICKLUNG
UND ZUSAMMENARBEIT

I+D DEZA/DDC
Infothek/Infothèque



Wirksamkeit in der Entwicklungs- zusammenarbeit

Schwierige Suche nach dem Optimum
Kontroverse Ansichten, konkrete Projekte

Porträt Vietnam

Weiter Spagat zwischen Boom und Armut

Streitgespräch Gentechnik

Wundermittel gegen den Hunger?

DOSSIER



WIRKSAMKEIT

Die schwierige Suche nach der optimalen Wirksamkeit

Ihr provokativstes Ziel: Die Entwicklungszusammenarbeit überflüssig zu machen

4

Der berühmte Tropfen, ein Fisch und die Handlanger

Nicht alle verstehen unter Effizienz das gleiche: Drei Experten, drei Sichtweisen

8

Das launische Leben eines Projekts

Sich ständig neu zu orientieren, ist unabdingbare Voraussetzung, um wirksam zu arbeiten

10

Die Macht des Wissens

Zwei konkrete Beispiele

12

Wehe den Parasiten

Im Kampf gegen Tropenkrankheiten unterstützt die DEZA eine unkonventionelle Partnerschaft

21

Kreditwürdiger Käse

Über eine russische Käseerei und das Programm der DEZA zur Unterstützung von kleinen und mittleren Unternehmen

22

Einblick DEZA

23

FORUM



Gentechnologie - Chance oder Gefahr für den Süden?

Ein Streitgespräch zwischen Experten von Novartis, der Eidgenössischen Kommission für Technologie und Innovation (EKTI) von Bern und der DEZA

24

LÄNDER UND LEUTE



VIETNAM

Ein sanfter Entwurf

Die vietnamesische Journalistin Duong Phuong Vinh über ihr Land

14

Im Strudel von Fortschritt und Entwicklung

Vietnam und sein weiter Spagat zwischen boomenden Wachstumsraten und grosser Armut

16

KULTUR



«World Music» - quo vadis?

Eine Standortbestimmung zur Weltmusik und Weltbewusstsein

28

Risse in der Maske

Ein Dokumentarfilm über Kulturraub

30

ENTWICKLUNG UND ZUSAMMENARBEIT SCHWEIZ

Solidarität ist mehr als Geben

Der DEZA-Standpunkt von Direktor Walter Fust über den Umgang mit der Solidarität

19

Medizin gegen Gewalt

Die Humanitäre Hilfe der Schweiz verbessert in Afghanistan die medizinische Versorgung

20

Editorial	1
Periskop	2
Was eigentlich ist... Armut	23
Service	31
Agenda	33
Impressum und Bestellcoupon	33

Edi torial



Marco Cameroni

«Hier endet die Geschichte des ED, aber wir vergiessen keine Tränen und ziehen nicht das Taschentuch hervor. Nächstes Jahr sind wir wieder da mit einer neuen Zeitschrift, die, wie wir hoffen, Sie zu verführen vermag.»

Das waren die Abschiedsworte an eine Zeitschrift, die während fast zwanzig Jahren einen wichtigen Beitrag zur Informations- und Sensibilisierungsarbeit für die zunehmend komplexer werdende Problematik von Entwicklung und Zusammenarbeit geleistet hat.

Hier sind wir also, pünktlich zu unserer Verabredung. Wir stellen uns einer Aufgabe, die faszinierend, aber auch schwierig ist, einer wunderbaren Herausforderung, die auch Gefahren in sich birgt. Wir haben daher gemischte Gefühle, sind gleichzeitig aufgeregt und ängstlich, jedoch auch voller Hoffnung, da wir uns in ein neues Abenteuer stürzen, das «Eine Welt», «Un seul monde», «Un solo mondo» heisst.

Ein vielsagender Titel für eine dreisprachige und vierteljährlich – eine der Neuerungen im Vergleich zu vorher – erscheinende Zeitschrift, die danach strebt, dass ihr einerseits die Leserinnen und Leser von ED treu bleiben und dass sie andererseits die Sympathien eines breiteren Publikums für sich gewinnen kann.

Und wie? Indem ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – bestens ausgewiesene Autoren, Redaktoren, ein Grafiker, Illustratoren, Fotografen und Typographen – Informationen, Hintergrundberichte, Meinungen zu wichtigen Fragen und Ereignissen präsentieren, die für die Zukunft unserer Welt von vitaler Bedeutung sind oder sein können: Reportagen über arme, kulturell aber reiche Völker und Länder, die eine echte Partnerschaft der blossen Hilfe vorziehen und die nichts anderes wünschen, als ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen, und schliesslich Berichte über die vielfältigen Aktivitäten der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA); Aktivitäten, die vom bilateralen und multilateralen Einsatz zugunsten des Südens bis zur humanitären Hilfe in der ganzen Welt und zur Unterstützung Osteuropas reichen. Und das Ganze wird durch Berichte über Begegnungen und kulturellen Austausch, durch Vermischtes, durch Ratschläge und Anzeigen ergänzt.

Doch trägt diese internationale Zusammenarbeit überhaupt Früchte? Ihre Wirksamkeit ist denn auch das Hintergrundthema der ersten Nummer von «Eine Welt», an der das Redaktionsteam seit Monaten mit Begeisterung gearbeitet hat. Wir alle von der DEZA wünschen uns, zusammen mit den externen Mitarbeitern, dass die neue Zeitschrift alles hat, was es braucht, um Sie zu überzeugen. Und wir alle möchten Sie in dieses Unternehmen mit einbeziehen. Daher bitten wir Sie, uns Ihren Eindruck und Ihre Kommentare mitzuteilen.

Vielen Dank und gute Lektüre!
(Aus dem Italienischen)

Periskop

Haben Sie gewusst, dass.....

...die Pro-Kopf-Beiträge für die Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe der einzelnen Kantone stark variieren? 1996 spendeten sie wie folgt:

Rang	Kanton	Franken
1.	Genf	7.80
2.	Basel-Stadt	7.00
3.	Basel-Land	4.80
4.	Jura	4.50
5.	Neuenburg	2.70
6.	Zürich	2.55
7.	Glarus	1.40
8.	Zug	1.40
9.	Appenzell AR	1.30
10.	St. Gallen	1.30
11.	Waadt	1.25
12.	Aargau	1.15
13.	Schaffhausen	0.90
14.	Graubünden	0.85
15.	Wallis	0.75
16.	Tessin	0.70*
17.	Thurgau	0.65
18.	Luzern	0.55
19.	Uri	0.55
20.	Solothurn	0.35
21.	Bern	0.30
22.	Nidwalden	0.25
23.	Appenzell AI	0.20
24.	Fribourg	0.20
25.	Obwalden	0.20
26.	Schwyz	0.15

*1995

Quelle: IUED/Infosüd

Die «Grossen Fünf» im Kommen

Die nächsten 25 Jahre bringen den Entwicklungsländern einen riesigen Bedeutungszuwachs in der Weltwirtschaft. Die «Grossen Fünf» - Brasilien, China, Indien, Indonesien und Russland - werden dabei die Landkarte der Weltwirtschaft neu zeichnen. So zumindest sieht es ein Bericht der Weltbank, der den Entwicklungsländern dank politischen Reformen und einem günstigen internationalen Wirtschaftsklima bis ins Jahr 2020 ein jährliches Wirtschaftswachstum voraussagt, welches ihren Anteil an der weltweiten Wirtschaftsleistung von einem Sechstel auf fast ein Drittel steigert. Dies würde nicht nur auf die Verteilung der weltweiten Ressourcen, die Produktion, den Handel und die Preisentwicklung erhebliche Auswirkungen haben, sondern auch die weltweiten Handelsbeziehungen gründlich verändern.

Aus: Weltbank-Nachrichten

Von der Metropole zur «Globalen Stadt»

«In Manhattan verdienen die 20 Prozent am oberen Ende der sozialen Pyramide 32 mal mehr als diejenigen am unteren, ärmeren Ende. Die soziale Struktur von Manhattan ist damit genau so inegalitär wie diejenige von Guatemala City.» Dies ist nur eine der provokativen Aussagen, mit der Saskia Sassen, Professorin für Stadtentwicklung an der Columbia-Universität in New York, ihr Konzept der «Globalen Städte» belegt.

Die Globalisierung habe 20 bis 25 einst regionale oder nationale Metropolen zu einem bestimmenden, weltweiten urbanen Netz aus Kommando-zentralen der Weltwirtschaft gemacht - von Sidney über Toronto, Sao Paulo bis Frankfurt. Eine der politischen Auswirkungen dieser Entwicklung, so Sassen, sei die Bezugslosigkeit der Stadtbewohner. Die Privilegierten reisten Nomaden gleich von «Globaler Stadt» zu «Globaler Stadt» und fühlten sich genauso wenig als verantwortliche Mitbürger wie die Unterprivilegierten, die keine Anerkennung erhalten und sich deshalb urbane Gewaltmethoden aneignen, um überhaupt wahrgenommen zu werden.

Aus: Croissance/Le monde en développement



Laurent Cochet



Mit spitzer Feder

Ernten statt bekämpfen!

Findet die Gemeine Wasserhyazinthe ideales Gewässer, breitet sich die schöne, aber gefährliche Pflanze aus wie die Pest. So bedeckt sie am Viktoriasee in Zentralafrika grosse Teile des Ufers und erstickt jegliches Leben. In der Kendobucht laufen die Leute über einen grünen Teppich von Insel zu Insel, andernorts blockiert die aus Südamerika stammende Pflanze die Pumpen der örtlichen Trinkwasserversorgung. Jetzt wird die Eichhornia crassipes mit Chemikalien und Rüsselkäfern bekämpft. Nicht so in Thailand. Ernten statt bekämpfen heisst dort die Losung. Denn erstens ist die Pflanze den Ärmsten der

Armen zugänglich und zweitens hat man, aufgrund einer aus Deutschland stammenden Idee, einen erstaunlichen Verwendungszweck gefunden: als Rohstoff für Möbel. Bereits wird in Deutschland ein Wasserhyazinthen-Ohrsessel vertrieben. Zudem ist der erste – früher zugewucherte – See inzwischen wieder frei. Und schon wird über weitere Nutzungen nachgedacht: als Biogas, Holzkohle oder Zellulose.

Aus: *epd-Entwicklungspolitik*



Telephon - Ladies

In Bangladesch entsteht zum Nutzen der ländlichen Bevölkerung ein weltweit einzigartiges Telefonnetz mit innovativem Charakter. Die Grameen-Bank, ein auf Kleinkredite für die Ärmsten spezialisiertes Institut, stellt über die nächsten vier Jahre sogenannten «Telephon-Ladies» 60'000 Handys auf Kreditbasis zur Verfügung. Die Frauen gehen damit von Haus zu Haus,

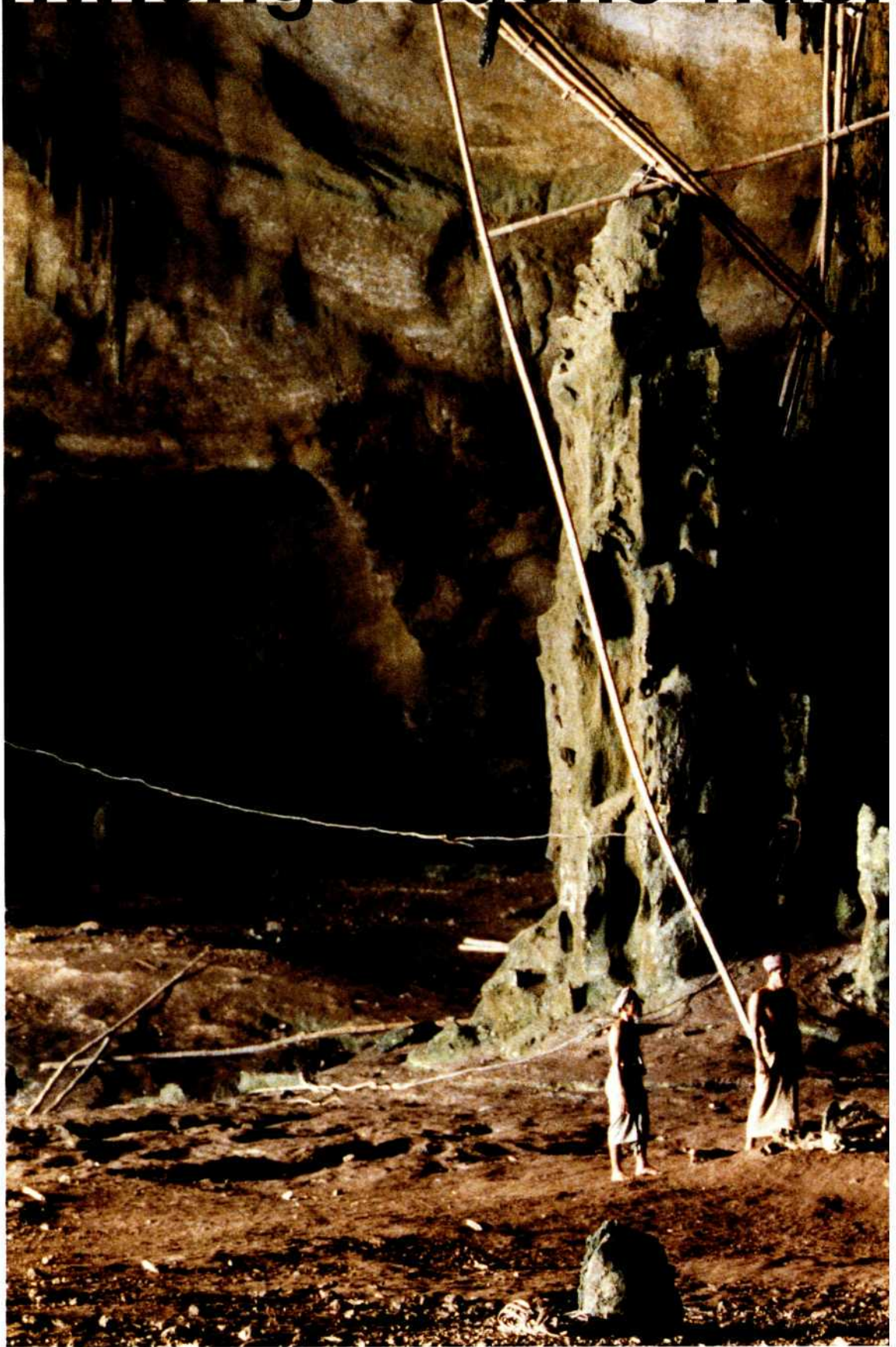
damit die Leute telefonieren können. 100 Millionen ländliche Bewohner in 68'000 Dörfern sparen dabei den Bustransfer in die Stadt zu einer öffentlichen Telefonkabine, und die Telephon-Ladies bezahlen mit der eingenommenen Kommission den Kredit zurück.

Aus: *New Internationalist*

Die schwierige Suche nach

DOSSIER

Die Frage nach dem Weg zum Ziel, dem Aufwand und Ertrag und der Respektierung der örtlichen Strukturen und Ressourcen stellt sich nicht nur in der Entwicklungszusammenarbeit. Seit Jahrhunderten klettern in Thailand mutige Jäger an Bambusrohren und Lianen an die Decke von riesigen Höhlen, um dort Schwalbennester zu sammeln, die als Delikatesse verspiesen werden. Das heikle Gleichgewicht zwischen Mensch und Vogel bildet dabei beider Lebensgrundlage.



Vall / Summers / Sygma

der optimalen Wirksamkeit



4
5

Die Wirksamkeit überprüfen heisst, über die eigene Arbeit Rechenschaft ablegen und selbstkritisch sein. Eine unentbehrliche Voraussetzung für Neuorientierungen, für Visionen

und Projekte. Reto Wieser, Verantwortlicher für das strategische Controlling, und Marco Rossi, stellvertretender Chef der Sektion Politik und Forschung, geben einen Einblick in diesen komplexen und wichtigen Aspekt der Aktivitäten der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA). Von Marco Gehring*.

Die Diskussion um die Wirksamkeit kann im wesentlichen unter drei Aspekten geführt werden: Die Kosten/Nutzen-Analyse zeigt, wie die Beiträge der Steuerzahler eingesetzt werden. Wie in den Projekten die festgelegten Ziele erreicht werden und welchen Beitrag sie zur allgemeinen Entwicklung im betreffenden Land leisten, ist ein zweiter Aspekt. Und schliesslich muss Wirksamkeit auch unter dem Blickwinkel der Kohärenz, der Gesamtbeziehungen zwischen der Schweiz und dem Partnerland, angeschaut werden.

In Sachen Wirksamkeit gehört die DEZA innerhalb der Bundesverwaltung gemäss Reto Wieser zur Avantgarde: Eine 1996 durchgeführte Untersuchung des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements hat ergeben, dass von insgesamt 534 Evaluationen welche die Wirksamkeit der gesamten Arbeit untersuchten, 200 innerhalb der DEZA durchgeführt wurden. Das ist sehr viel für ein Amt, das über etwas weniger als 2,5 Prozent des gesamten Bundesbudgets verfügt. Es zeigt aber, dass jedes Projekt der DEZA mit seinen Zielsetzungen verglichen wird. So wird geprüft, ob das Projekt auf Kurs liegt, die Mittel sinnvoll eingesetzt werden und die Ziele angepasst sind. Die DEZA ist sich einfach der Notwendigkeit bewusst, den Schweizer Bürgerinnen und Bürgern zu garantieren, dass ihr Geld effizient eingesetzt wird.

Interessen und Wissen beider Partner wichtig

Wenn die Wirksamkeit einer Aktion von Entwicklung und Zusammenarbeit in den einzelnen Ländern und im globalen Zusammenhang untersucht wird, basiert diese Analyse auf den Richtlinien der DEZA sowie auf einem Konzept mit dem Namen PEMU (Planung, Evaluation, Monitoring, Umsetzung). Dabei handelt es sich um Organisationsinstrumente, mit denen Ziele festgelegt werden, die Durchführung überwacht und gleichzeitig geprüft wird, ob die gesteckten Ziele erreicht worden sind, damit die Arbeit der DEZA und ihrer Partner verbessert werden kann.

Diese Instrumente erlauben nicht nur die Untersuchung von quantifizierbaren Ergebnissen, wie zum Beispiel die Anzahl von Brunnen, die gebaut wurden oder die Menge von Bäumen, die gepflanzt werden konnten; auch qualitative Aspekte werden auf die Dauerhaftigkeit der Entwicklung hin evaluiert.

Ein wichtiges Kriterium ist unter anderem der Beteiligungsgrad der Bevölkerung an einem Projekt. Dabei geht es darum, in welchem Mass die Partner die Ziele und Aktivitäten gemäss ihren Bedürfnissen (mit-)gestalten können und die Ergebnisse dadurch nachhaltig werden. Das setzt Stärkung und Ermächtigung der Beteiligten voraus, so dass sie ihre Interessen und ihr Wissen einbringen können.

«Man sollte daran erinnern», betont Reto Wieser, «dass es sich bei der Methode, die Wirksamkeit zu messen, nicht um ein externes, in Bern geschaffenes Instrument handelt. Evaluationen werden nämlich in der Regel gemeinsam durchgeführt, aufgrund von Qualitätsvorgaben. Das heisst, sie werden je nach Projekt spezifisch angepasst, um der jeweiligen Situation gerecht zu werden.»

Widerspruch im Umgang mit Ressourcen

Das oberste Ziel der Zusammenarbeit mit einem Partnerland ist erreicht, wenn dieses seine Bedürfnisse aus eigenen Kräften erfüllen kann, autonom ist. Es ist in der Lage, die Ausbildung der Bevölkerung sicherzustellen, notwendige Technologien und Güter auf dem Markt zu erwerben, Infrastrukturen selber zu erstellen, ohne auf unentgeltliche Unterstützung von aussen zurückgreifen zu müssen oder auf günstige Konditionen angewiesen zu sein. Die beste Wirksamkeit einer Zusammenarbeit wäre dann erreicht, wenn diese sich selbst überflüssig macht.

Im Zuge der Globalisierung vergrössert sich jedoch weiterhin das Gefälle zwischen armen und reichen Ländern. Die ärmsten Länder bekunden zunehmend Schwierigkeiten, im globalen Wettbewerb mitzuhalten. Marco Rossi weist darauf hin, dass die internationale Zusammenarbeit der Schweiz - wie diejenige der übrigen Industrieländer - deshalb gefordert ist, die Gesamtheit ihrer Beziehungen möglichst wirkungsvoll zu gestalten und die beschränkten Mittel effizient einzusetzen.

Dazu ist auch eine verbesserte Kohärenz notwendig. Das Konzept der Kohärenz wurde in dem vom Bundesrat 1994 verabschiedeten Leitbild Nord-Süd thematisiert. Im wesentlichen geht es darum, Widersprüche zwischen Zielen der Entwicklungspolitik und denjenigen weiterer nationaler Politiken offenzulegen und nach Möglichkeit Lösungen zu finden, welche die Entwicklungsproblematik gesamtheitlich

Die Wirksamkeit der Arbeit der Schweiz

war letztes Jahr Objekt einer umfassenden Untersuchung der OECD: «Die starke und aktive intellektuelle Führungsrolle der beiden beteiligten Bundesämter (DEZA, BAWI)» sowie deren qualitativ hochstehender Mitarbeiterstab erlauben der Schweiz, im politischen sowie im operationellen Bereich die internationale Diskussion und die Leitung der multilateralen Institutionen mitzugestalten (aus Development Cooperation Review Series, «Switzerland», DAC 1996, No. 20).

angehen. Eine verbesserte Kohärenz trägt – in dieser Sichtweise – zur Erhöhung der globalen Wirksamkeit unserer Entwicklungszusammenarbeit bei. Die Schweiz unterstützt beispielsweise Länder des Südens und Ostens, Massnahmen zur Erhaltung der lokalen und globalen Ökosysteme zu ergreifen und fördert dort eine umweltgerecht Nutzung der natürlichen Ressourcen. Hier in der Schweiz ist jedoch das Konsumverhalten durch einen verschwenderischen Umgang mit den Ressourcen gekennzeichnet und auf die Gesamtheit der Länder nicht übertragbar. Der Widerspruch ist offensichtlich: Einerseits verlangen wir von den Entwicklungsländern, die Umwelt zu respektieren, und andererseits schenken wir selber den Naturgütern nicht die nötige Aufmerksamkeit.

Entweder-Oder-Politik fehl am Platz

Doch auch in anderen Bereichen sind Widersprüche zu finden. Man denke zum Beispiel nur an gewisse Bereiche des Rechts, etwa an die Bestechung ausländischer Beamter im Zusammenhang mit Aufträgen – Bestechungen, die heute noch von den Steuern abgezogen werden können. Auch im Fall von Kriegsmaterialexporten kann es zu Widersprüchen kommen hinsichtlich der Förderung demokratischer Verhältnisse in den Entwicklungsländern und der Respektierung der Menschenrechte.

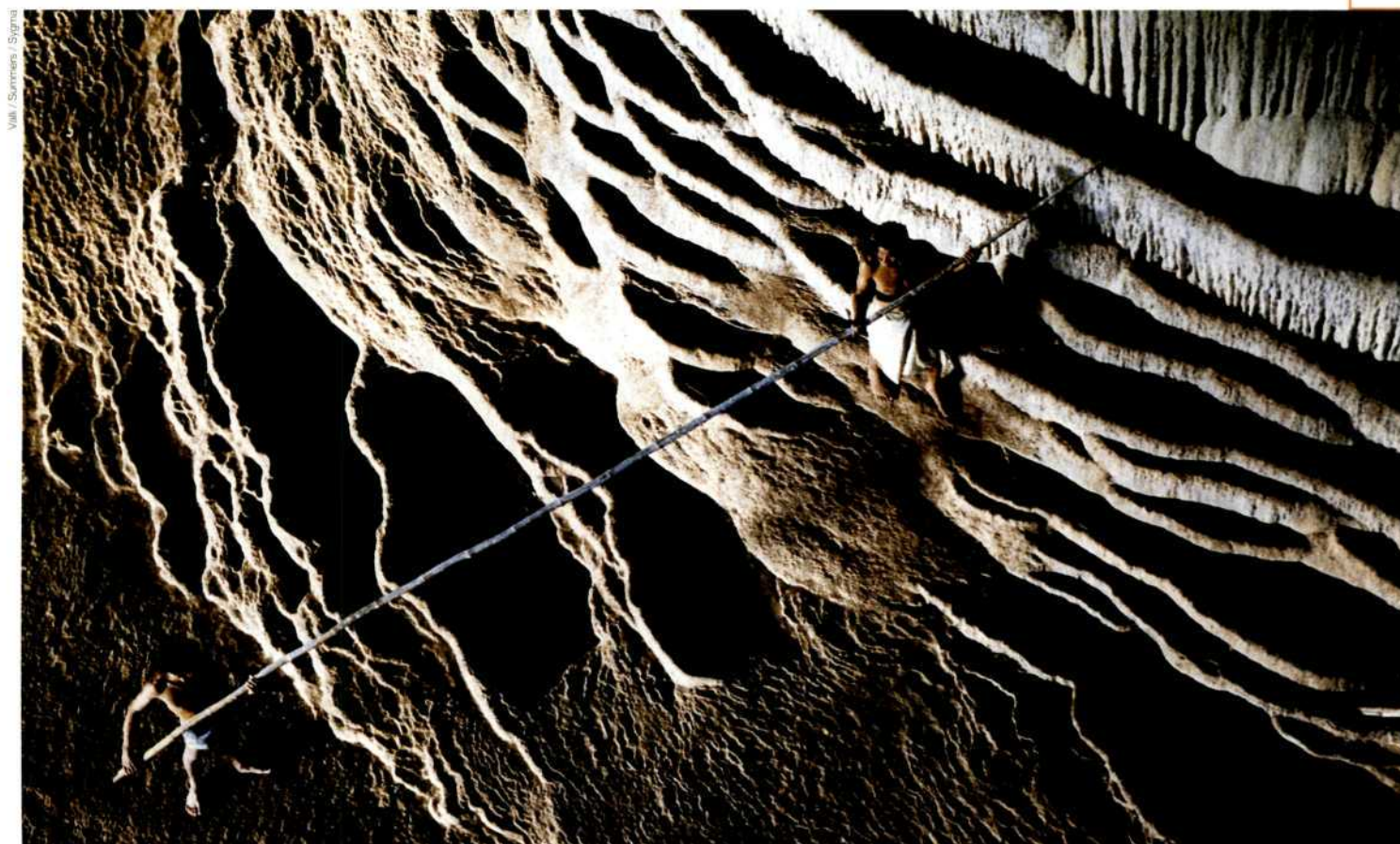
Es handelt sich allerdings um Bereiche, in denen die Schweiz bereits etwas unternommen hat oder im Begriff ist, Massnahmen zu ergreifen. In Umweltfragen beispielsweise fördert sie gewisse Lenkungsabgaben. Und eine vom Tessiner SP-Nationalrat Werner Carobbio eingereichte parlamentarische Initiative soll der Korruption entgegenwirken. Damit würde dem Abzug von Schmiergeldern von den Steuern ein Riegel geschoben. Bezüglich der Waffenexporte haben die Eidgenössischen Räte das Kriegsmaterialgesetz revidiert. Der Bundesrat setzt sich seinerseits für die Abschaffung von Personenminen ein. Hier hat die DEZA die Aufgabe, die Politik zu informieren. Zudem unterstützt sie weltweit Projekte zur Entminung und Sensibilisierung in Sachen Minen-Problematik.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass eine Entweder-Oder-Politik in Sachen Wirksamkeit kaum zum Ziel führen: Probleme können nicht einzeln lokal oder global gelöst werden. Nur das Zusammenwirken und die Zusammenarbeit der verschiedenen Ebenen und Aspekte erlaubt eine Mischung, in der für alle Beteiligten die optimalste Wirksamkeit erzielt werden kann.

**Marco Gehring ist freier Journalist
(Aus dem Italienischen)*



Einige Erfolge in der Entwicklungszusammenarbeit seit 1960: Die Kindersterblichkeit ist um die Hälfte zurückgegangen; die mittlere Lebenserwartung ist von 42 auf 62 Jahre gestiegen; der Mangel an Lebensmitteln konnte um ein Drittel verringert werden, und der Zugang zur Schulbildung ist um ein Viertel gestiegen.



Nicht alle verstehen unter Effizienz das gleiche. Drei verschiedene Sichtweisen von Menschen, die entweder aus dem Süden kommen oder stark damit verbunden sind verdeutlichen dies. Sie sehen die Entwicklungszusammenarbeit mit den Augen derjenigen, die das Gefühl haben, «zur anderen Seite» zu gehören.



Der berühmte Tropfen ein Fisch und die Handlanger

«Das brasilianische Fernsehen widerspiegelt die nordamerikanische Kultur: den Kult des Erfolgs und des hohen Einkommens, durchmischt mit viel Gewalt und Sex. Unsere Telenovelas vermitteln dieselben Werte. Es handelt sich dabei um einen Versuch, die Globalisierung einfach hinzunehmen, als handle es sich um ein unvermeidliches Schicksal. Wir sind aber im Begriff, Handlungsgrundlagen aufzubauen, um die marginale Rolle aufzugeben und mit anderen Völkern eine Allianz zu bilden. Wir müssen ein Projekt entwickeln, das in unserer Kultur verwurzelt ist. Das erlaubt uns, mit anderen Völkern einen Dialog zu führen und gültige Alternativen zu entwickeln. Die Globalisierung ist eine Tatsache. Aber wir müssen mit unserem eigenen Projekt daran teilhaben.»
(Piragibe Castro Alves, brasilianischer Wirtschaftsexperte, in AAVV, «Guerre économique», 1997)

(mg) **Hector Pabst stammt aus Chile** und ist einziger Sekretär aus dem Süden für eine schweizerische Nicht-Regierungs-Organisation (NGO). Sein Blick ist kritisch, doch vermittelt er eine weitere Perspektive. Während zwei Monaten reiste er für die Solidarità Terzo Mondo (eine der beiden von der DEZA anerkannten Tessiner NGOs) durch Lateinamerika und besuchte rund dreissig Projekte in Chile, Bolivien, Nicaragua, El Salvador und Guatemala. Nach seiner Rückkehr schilderte er uns seine Eindrücke.

«Wirksamkeit gibt es nicht», ist nur eine von Hectors entschiedenen Äusserungen. Und warum nicht? «Weil die laufenden Bemühungen trotz allem nur ein Tropfen auf einen heissen Stein sind.» Die nüchterne Aussage beruht auf der Feststellung, dass es für die Länder des Südens schwierig ist, eines Tages von auswärtiger Hilfe unabhängig zu sein. Denn der gerechte und solidarische Handel hat einen schweren Stand. Chile beispielsweise steht als Kupferproduzent weltweit an erster Stelle. Doch der Preis für das Metall wird in London festgesetzt. Das Produktionsland kann auf die Preisnotierungen keinen direkten Einfluss nehmen. Von der Globalisierung, die auch den Westen nicht verschont, ist zu befürchten, dass vor allem die ärmsten Länder die Rechnung bezahlen müssen. Der Zufluss von Hilfsmitteln wird durch die internen Probleme der reichsten Länder, wie zum Beispiel die öffentliche Verschuldung oder die Arbeitslosigkeit, zusätzlich behindert.

Die Wirksamkeit kann aber aus verschiedenen Perspektiven betrachtet werden: nicht nur von Nord nach Süd, sondern auch umgekehrt, vom Süden Richtung Norden. «Die Erfahrungen unserer frei-

willigen Helfer sind bezeichnend», erklärt Hector. «Da sie in weit grösserem Mass am lokalen Leben teilnehmen als unsere angestellten Mitarbeiter, kehren sie mit menschlichen, kulturellen und sprachlichen Eindrücken, die nicht nur eine 'geistige', sondern auch eine berufliche Bereicherung darstellen, nach Hause zurück.»

«Eine andere Seite der Wirksamkeit», sagt Hector Pabst, «welche die Länder des Nordens während des Prozesses der Hilfeleistung bereichern könnte, wäre eine grössere Offenheit und Wissensgier gegenüber der Weisheit des Südens. Um ein Gleichgewicht herzustellen, müssen die nördlichen Länder ihre Einstellung in vielerlei Hinsicht ändern: Sie müssten die natürlichen Ressourcen besser respektieren, ihr Konsumverhalten und vor allem ihre Wertvorstellungen hinterfragen. Sie sollten auf das für den Produzenten typische Zweckdenken, das vom wirtschaftlichen Leistungsprinzip bestimmt wird, zugunsten eines neuen Denkens, das auf sozialer Legitimierung basiert, verzichten.»

Serafin Rodriguez, den kubanischen Botschafter in Bern, treffen wir auf dem Monte Verità in Ascona. Er betont, wie wichtig es sei, dass sich der menschliche und der materielle Aspekt gegenseitig ergänzen. Eine wirksame Entwicklungszusammenarbeit müsse stets die politische und menschliche Solidarität mit der materiellen Solidarität verbinden. Er spricht von der Grundidee der Entwicklungshilfe und unterstreicht, dass ein Projekt nur dann wirksam sei, wenn es nicht nur konjunkturelle, sondern auch strukturelle Probleme löse, wenn es also weitreichend wirke. Im Spanischen gibt es ein altes Sprichwort, das besagt: «Du sollst mir nicht den

Steiniger Weg in die Autonomie: Bolivien hat keinen Einfluss auf den Preis des Bergbauprodukts – ebensowenig wie Chile als grösster Kupferproduzent



Peter M. Farnen

8

9

Fisch, sondern die Angelrute geben und mir das Angeln beibringen.» Die Hilfe sollte also demjenigen, der sie empfängt, Autonomie verleihen. Autonomie und Unabhängigkeit schaffen, das ist die Grundlage eines wirksamen Projekts.

Franco Cavalli, Professor, Arzt und Parlamentarier, ist seit Jahren an vorderster Front mit seiner NGO «Associazione per l'aiuto sanitario al Centro America» in der Entwicklungshilfe tätig. Für ihn gibt es drei wichtige methodologische Faktoren, nach denen die Wirksamkeit eines Projekts beurteilt werden kann: «Es müssen erstens die Rückschläge eines Projekts quantifiziert werden, zweitens die Wissensvermittlung zwischen dem, der hilft, und dem, der Hilfe empfängt, und drittens die Zahl der ausgebildeten Menschen, die in der Folge die Ausbildung anderer auf lange Sicht sichern. Im wesentlichen handelt es sich um Faktoren, die den Unabhängigkeitsgrad messen, den ein Land durch die Hilfe erreicht. Die höchste Wirksamkeit ist dann erreicht, wenn die Zusammenarbeit nicht mehr not-

wendig ist. Ein gutes Beispiel dafür ist das Kinderspital in Managua, das nach zehn Jahren Hilfe nun bestens unabhängig betrieben wird.

Das Ungleichgewicht zwischen Nord und Süd kann mit Hilfe von zwei Grundpfeilern ausgeglichen werden: mit der wirtschaftlichen Entwicklung einerseits und der Wissensbildung andererseits. Doch müssen die Bedingungen des Welthandels, dies ist eine unabdingbare Voraussetzung, radikal geändert werden. Wenn sich bereits in unserer Gesellschaft die Polarisierung zwischen Arm und Reich verschärft, gibt es global gesehen tatsächlich wenig Hoffnung.» Für Franco Cavalli muss eine Zusammenarbeit, soll sie auf lange Sicht wirksam sein, auf der einen Seite die Regierung des Partnerlandes beteiligen, auf der anderen Seite müssen die NGOs unabhängig bleiben. Sie dürfen nicht zu Handlangern der Regierung werden und müssen mit der einheimischen Bevölkerung so intensiv als möglich zusammenarbeiten. Und schliesslich sei es sehr wichtig, in jeder Lage kritisch und auch selbstkritisch zu sein.

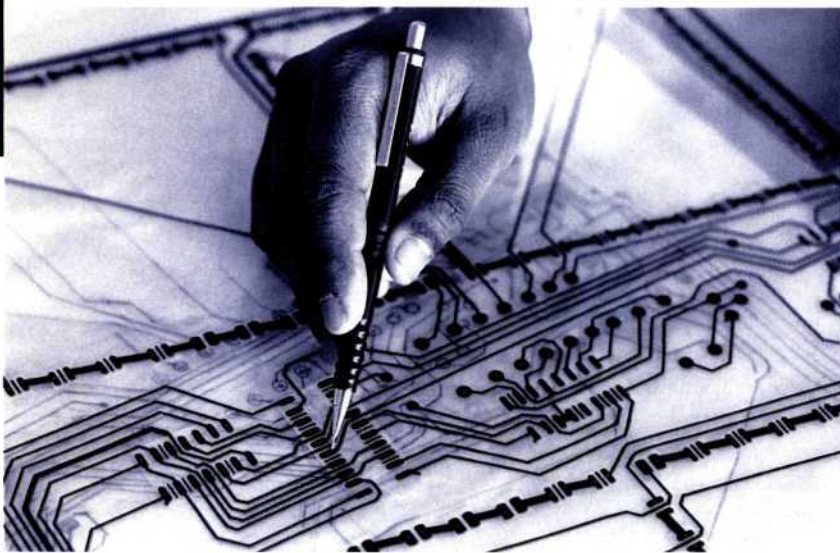
«Eine wirksame Zusammenarbeit, welche die örtliche Kultur respektiert und auf eine dauerhafte Entwicklung baut, ist auch eine Frage der Mittel. Man muss sich der Tatsache bewusst sein, dass der Unterschied zwischen den Summen, welche die westlichen Länder zu Hilfszwecken in den Ländern des Südens einsetzen, und den Summen, welche die Multis zu Gewinnzwecken investieren, riesengross ist.»



Tom Linder

In der Regel haben Projekte der DEZA, die sich an der Wirtschaft orientieren und lokal umgesetzt werden, keinen direkten Einfluss im makroökonomischen Bereich. Sie sollen vielmehr die lokale Wirtschaft mit Mitteln ausrüsten, damit diese sich unabhängig gegen die Auswirkungen der Globalisierung wehren kann. Ähnlich einem Schiff, dessen Kurs festgelegt ist, aber die Unberechenbarkeit von Wind und Gezeiten berücksichtigen muss, ist ein Programm von internationaler Zusammenarbeit an interne Strukturen gebunden, deren Stabilität nicht vorausgesagt werden können. Die Fähigkeit, sich rasch neu orientieren zu können, ist daher von grundlegender Bedeutung für die Wirksamkeit eines Projekts.

Das launische Leben eines Projekts



(mg) In den siebziger Jahren bat die madagassische Regierung die Schweiz um eine Zusammenarbeit zur Rettung der natürlichen Ressourcen. Besorgnis erregte der alarmierende Zerfall des westlichen Küstengebiets Menabe. Hauptsächlich ging es nun darum, den Wald zu schützen und der Abholzung, die der Gewinnung neuer Ackerfelder für die Produktion von Getreide und Maniok diente, Einhalt zu gebieten. Dies, obschon die neuen Äcker wirtschaftlich zweifellos einträglicher waren als der

Anbau auf bereits abgeholzten und nutzbar gemachten Feldern.

Seit der Einrichtung des Berufsausbildungszentrums für Forstwirtschaft in Morondava im Jahr 1979 haben sich sowohl die Problematik als auch die Zusammenhänge verändert. Wenn anfänglich nach einem Modell für eine vernünftige Forstwirtschaft gesucht wurde und dies die wichtigste Aufgabe der schweizerischen Zusammenarbeit in Menabe war, so liegen die Dinge heute anders. Der neue Ansatz, der sich auf die Aufwertung und den Schutz der abgeholzten Zonen und der Forstressourcen konzentriert, setzt die aktive Beteiligung der Dorfgemeinschaften voraus. Während der Projektphase erwiesen sich die Schaffung von Kontakten und die Gründung eines oder mehrerer Partnernetzwerke als immer wichtiger. Daraus entstanden schliesslich regionale Bewegungen für die Entwicklung der Landwirtschaft.

Stärkere Beteiligung, grössere Autonomie

Die Zielsetzungen haben eine klare Richtung eingenommen und konzentrieren sich für die nächsten zwei Jahre auf die Verbesserung der Verwaltungs- und Verhandlungsfähigkeit der Bauernorganisationen im Hinblick auf eine grössere Autonomie. Zudem wird eine stärkere Beteiligung der Dorfgemeinschaften an der Verwaltung des Staatsforstes

angestrebt sowie eine Akzentuierung der regionalen Synergien.

Wenn nun die Wirksamkeit eines derartigen Projekts einerseits quantifiziert werden kann, zum Beispiel anhand der Zahl geretteter Bäume während einer bestimmten Zeitspanne, so wird die Wirksamkeit andererseits im Sinne einer dauerhaften Entwicklung am Beteiligungsgrad der Bauern und am erreichten Autonomiegrad gemessen. So hat sich zwischen 1994 und 1996 die Bewegung der Bauernorganisationen konsolidiert, die Beteiligung der Dörfer ist grösser geworden, die Anfragen für einen Beitritt nehmen zu, und die von den Gemeindeverbänden geförderten wirtschaftlichen Strategien helfen den Bauern, ihre Situation zu verbessern. Dies wurde auch dank der Vermarktung von einträglicheren Landwirtschaftsprodukten erreicht. Was die Forstwirtschaft betrifft, ist über die erfolgreiche Eindämmung der Abholzung hinaus, eine neue Beteiligungsform der Dorfgemeinschaften an der Verwaltung des Staatsforsts entstanden. In dieser Form nicht vorgesehen, hat sie sich als wichtigster Weg in Richtung einer zukünftigen verantwortungsvollen und dauerhaften Verwaltung der Wälder erwiesen.

Schliesslich konnten 1996 mit Unterstützung von aussen das lokale und das regionale Komitee für Entwicklung (CRD) von Morondava gegründet werden. Das CRD hat unter anderem bilaterale Projekte mit der Weltbank geplant und zum Teil bereits in die Wege geleitet.

Dauerhaft dank Autonomie

Jörg Frieden, bei der DEZA für die Region Ostafrika verantwortlich, betont, dass dieses Projekt aufs beste illustrierte, wie die Wirksamkeit in der Zusammenarbeit verstanden wird: «Es geht nicht allein darum, alternative Lösungen zur Abholzung zu finden, beispielsweise Erdnussamen für bereits bestehende Äcker verteilen und gleichzeitig einträgliche Marktlücken finden, um zu verhindern, dass die Bauern für die ökologischen Massnahmen wirtschaftlich bestraft werden. Die Tragweite und folglich auch die Wirksamkeit des Projekts sind viel umfassender, weil die Begünstigten selber es übernommen haben und verwalten. So ist die Möglichkeit einer dauerhaften Entwicklung konkret geworden.» Diese Resultate konnte man erreichen, weil die Ziele zum Teil quantitativ reduziert wurden. Die interne und externe Kontrolle galt hauptsächlich der Qualität eines Einsatzes, den Arbeits-, den Kooperations- und den Lernprozessen. Man ist also, historisch gesehen, von einer Evaluation der Wirksamkeit a posteriori zu Instrumenten der Planung, der Evaluation und des Monitoring übergegangen, welche die Entwicklungsprozesse ständig begleiten. Nicht nur die Frage «Machen wir die Dinge richtig?» wird gestellt, sondern auch die Frage «Machen wir die richtigen Dinge?».



Kontrolle: Es werden nicht einfach möglichst schnell die Ergebnisse gemessen, sondern der Arbeits-, der Kooperations- und der Lernprozess werden beobachtet und begleitet. Alles in allem ermöglicht die Analyse der Interaktion zwischen den Mitarbeitern und der beteiligten lokalen Bevölkerung eine Kurskorrektur, einen erhöhten Einfluss und eine grössere Auswirkung auf den Gesamtzusammenhang (in «Monitoring – garder le contact avec la réalité», DEZA, Juli 1997).



Zwischen Africa

CHIC

11
1

Die Macht des Wissens



Schulung und Ausbildung sind Projekte, die in der Entwicklungszusammenarbeit einen besonderen Stellenwert haben. Mehr als andere Bereiche vermitteln sie den Partnerländern das Potential für eine unmittelbare Autonomie. Um die Effizienzkriterien solcher Projekte kümmern sich Stefan Denzler, Direktor der Lateinamerika-Programme von Swisscontact, und Oliviero Ratti, Verantwortlicher der neuen Stiftung Educazione e Sviluppo (Ausbildung und Entwicklung) im Kanton Tessin. Sie vertreten zwei verschiedene Standpunkte, die sich gegenseitig ergänzen.

(mg) Swisscontact ist eine unabhängige Stiftung, die seit 1959 in der Entwicklungszusammenarbeit tätig ist. Ihr Ziel ist die Förderung einer dauerhaften wirtschaftlichen, sozialen und ökologisch vertretbaren Entwicklung in Ländern des Südens und des Ostens. Die Aktivitäten von Swisscontact konzentrieren sich auf die Berufsausbildung, auf erhöhte Konkurrenzfähigkeit in den Bereichen Handwerk und Industrie und auf eine Eindämmung der Umweltbelastung in den Städten.

Stefan Denzler, können Sie uns kurz die Bedeutung Ihres Projekts «Duale Ausbildung» in Bolivien erklären?

In Bolivien, einem der ärmsten Länder Südamerikas, herrscht ein chronischer Mangel an spezialisiertem Personal. Der zwar sehr kostspielige theoretische Unterricht an den Universitäten und die Abendkurse, deren Qualität zu wünschen übrig lässt, erlauben es nicht, Techniker auszubilden, die unmittelbar in der lokalen Industrie hätten eingesetzt werden können. Das seit 1973 von der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit geleitete Projekt versucht, diese Lücke durch das Angebot einer dualen Ausbildung zu füllen, welche das praktische Erlernen am Arbeitsplatz mit der Theorie an den mit einer adäquaten technischen Infrastruktur ausgerüsteten Berufsschulen verbindet. An der Realisierung dieses Projekts sind unsere lokalen Partner dreifach beteiligt: die Industrie im Automobil-, Holz- und Metallsektor, die INFOCAL (Instituto de Formación y Capacitación Laboral) in La Paz, Santa Cruz und Tarija, ver-

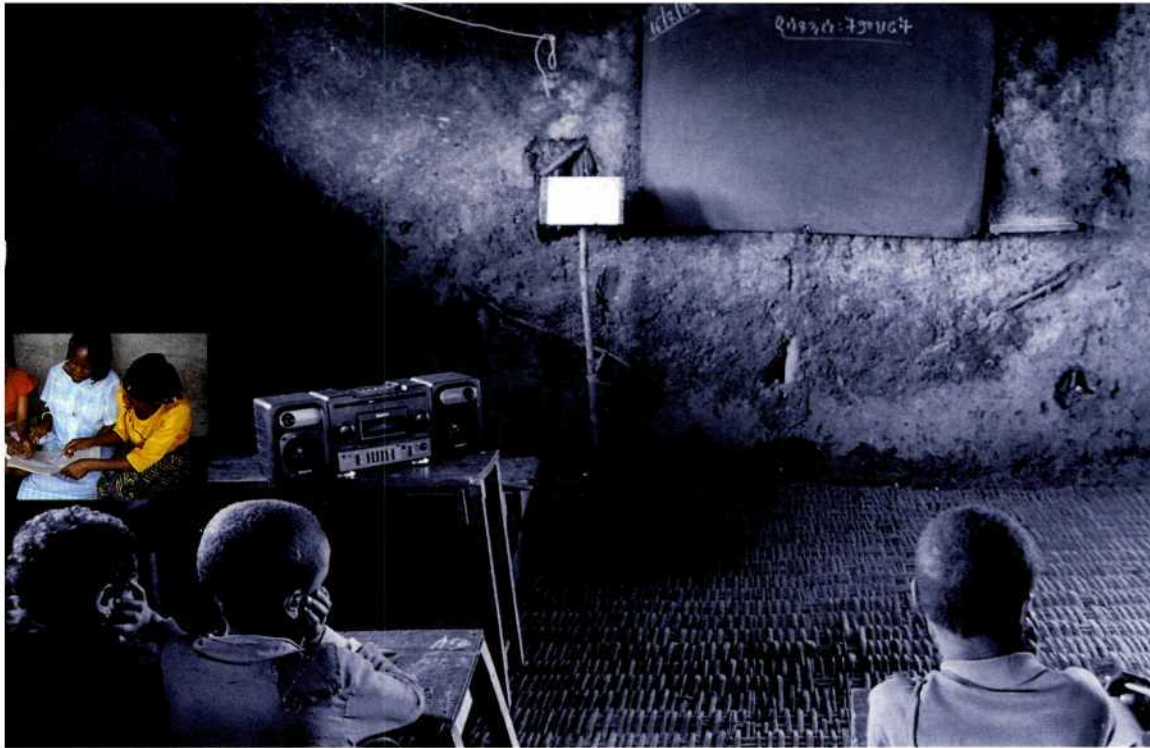
schiedene, von den lokalen Unternehmen finanzierte Berufsschulen und schliesslich das Ministerium für Erziehung.

Nach welchen Faktoren bewerten Sie die Effizienz dieses Ausbildungsprojekts?

Wir versuchen, sehr praktisch zu sein. Der quantitative Aspekt spielt eine wichtige Rolle. Die Ausbildung von qualifiziertem Personal, das in irgendeinem Unternehmen auf der Welt eingesetzt werden kann, also nicht nur in Bolivien, ist zweifellos ein wichtiger Punkt. Die Ausbildung vermittelt einer Person konkrete Kenntnisse, mit deren Hilfe sie ihr Schicksal selbst bestimmen kann. Dann gibt es eine Effizienz innerhalb des Projekts, mit deren Hilfe mehr Menschen mit derselben Infrastruktur ausgebildet werden können. Unser Ausbildungsprojekt kann erst dann als effizient betrachtet werden, wenn der gesamte Prozess – von der Information in bezug auf die Ausbildungsmöglichkeiten über die Durchführung von Aufnahmeprüfungen und die Rekrutierung von kompetentem Personal bis hin zur Wartung der technischen Infrastruktur – ohne unser Eingreifen funktioniert. Wir konzentrieren uns genau auf diese Phase des Projekts.

Swisscontact arbeitet auch im technologischen Bereich. Was Sie anbieten, ist aus Technologien und einer Arbeitsmentalität entstanden, die typisch für den Westen sind. Besteht da nicht die Gefahr einer «Verwestlichung» des Landes?

Bis zu einem gewissen Punkt ja. Wir dürfen aber



Doris Puffer / Network

nicht vergessen, dass wir uns in einer Phase der Globalisierung befinden. Wenn wir nicht mit dem Ziel zusammenarbeiten, dass die Länder des Südens aktiv an diesem weltweiten Prozess teilnehmen, sehen ihre Chancen, ihren Lebensstandard zu verbessern, sehr viel schlechter aus. Ich möchte daran erinnern, dass wir vor allem in den Städten arbeiten, wo bereits ein bestimmtes technologisches Niveau vorhanden ist. Die Entwicklungshilfe nimmt denn auch in dem Sinne eine wichtige Rolle ein, als dass sie den Menschen die Möglichkeit bietet, vor allem in Ausbildungsprojekten, der Globalisierung entgegenzutreten zu können.

Oliviero Ratti verfügt von seiner Arbeit auf Haiti her über grosse Erfahrungen in Sachen Alphabetisierung und weiss, wie ein wirksamer Ausbildungsprozess funktioniert.

Herr Ratti, wo beginnt der Gedanke der Wirksamkeit und welches sind seine Voraussetzungen?

Ich möchte gleich zu Beginn eine Sache klären. Hilfeleistung ist eine Wechselbeziehung, die auf einer Übereinkunft zwischen dem, der sie gibt, und dem, der sie empfängt, basiert. Sie ist eine Art Geschäft zwischen Kultur und Wertvorstellungen von dem, der Hilfe liefert, und dem, der sie erhält.

Können Sie uns ein konkretes Beispiel liefern?

In Haiti habe ich ein Alphabetisierungsprogramm geleitet, an dem Jugendliche, Erwachsene, Frauen und Männer aus ländlichen Gebieten teilgenommen haben. Nebst der Motivierung haben wir intensiv an der Ausarbeitung von didaktischem Material gearbeitet, das auf ihrer Kultur, auf Liedern und Theaterformen basiert. Dabei wurde fremdes Wissen einbezogen. Dieses Jahr hat nach langer Zeit der brasilianische Liedersänger Beto Baobas einen Text für seine CD übernommen, den wir als didaktisches Material entwickelt hatten.

Nach Ihrer Meinung kommt die Wirksamkeit also bereits ganz am Anfang eines Projekts mit ins Spiel?

Aber sicher. Ich gebe Ihnen ein anderes Beispiel. Ich habe an einem Projekt teilgenommen, bei dem es darum ging, ein paar Personen zu lehren, wie sie sich wirtschaftlich organisieren, wie sie ihr Geld verwalten sollen. Stellen Sie sich nun eine Gruppe von Bauern vor, Analphabeten, an die sich ein Fremder, ein Experte in Sachen Geldverwaltung, wendet. Das Konzept des Sparens zum Beispiel hat sofort Probleme mit sich gebracht, denn es handelt sich dabei um ein Konzept von uns, an das jene Gruppe von Personen nicht gewohnt war. Ohne einen Prozess des Verhandeln und Erklärens, während dessen Verlauf unser Wissen in eine lokale Methode integriert wird, kann von Wirksamkeit keine Rede sein.

Welche weiteren Aspekte, vor allem im Bereich der Ausbildung, scheinen Ihnen noch wichtig zu sein?

Durch meine Arbeit habe ich gelernt, dass es keinen Sinn macht, in einer zusammenhanglosen und technischen Sprache zu reden. Der Grad an gefühlsmässigem Engagement im zwischenmenschlichen Bereich spielt eine grosse Rolle. Man sieht sich häufig mit Menschen konfrontiert, denen jede Motivation fehlt, die demoralisiert und von einem starken Minderwertigkeitsgefühl erfüllt sind. In diesem Sinne können Ergriffenheit und Anteilnahme, kann die Wärme eines Augenblicks sich auf lange Sicht als sehr wirksam erweisen. Das scheinen Kleinigkeiten zu sein, doch ist die Fähigkeit eines Helfers, die Selbstachtung eines Menschen, dessen Selbstvertrauen zu stärken, von grösster Bedeutung. Wenn Bilanz lediglich in Zahlen gezogen wird, läuft man oft Gefahr, den Wert des einzelnen Menschen zu vergessen.

In den letzten Jahren hat die DEZA mehrere Publikationen dem Thema «Planung eines Projekts für Zusammenarbeit» gewidmet. Darunter möchten wir auf «Planifier en dehors des sentiers battus» hinweisen, woraus wir einen viel-sagenden Satz zitieren: «Eine Priorität: mit dem Kopf und mit dem Herzen planen lernen.»

1.

1:



Piero Mc Farren

Wirtschaftliche Kriterien, obwohl notwendig, genügen nicht, um die Effizienz der Zusammenarbeit zu bestimmen. Oliviero Ratti: «Die Wirtschaft muss stets im Dienste von sozialer, politischer und kultureller Unabhängigkeit stehen.»

Vietnam

Zurück von einer Reise nach Osteuropa, erzählt der berühmte Schriftsteller Bao Ninh den Lesern einer Lokalzeitung, wie sein vietnamesischer Pass bei jedem Grenzübertritt eine liebenswürdige Aufmerksamkeit provozierte. Als Vertreter der älteren Generation erliegt Bao Ninh manchmal dem Optimismus. Unsere Generation dagegen - wir sind zehn bis fünfzehn Jahre jünger - ist davor gefeit. Und doch gibt es eines, dessen sind wir uns sicher: Vietnam hat einen so einmaligen Charakter, dass sich jene, die das Land kennen, sich ihm nicht mehr entziehen können. Und für diejenigen, die es kennen lernen wollen, wird diese Hoffnung zu einem Traum, zu einer Besessenheit. Ich werde es ihnen bei Gelegenheit beweisen. Auch wenn dies eine Herausforderung ist.

Ich komme aus Hanoi. Hier erlaubt man sich zu träumen, endlos und ohne Ziel zu flanieren - zugegeben, nichts besonders Gewichtiges. Wie zum Beispiel jene Dinge, an die ich gerade denke - und die ich Euch erzählen will.

Heute morgen sagte ich zu meinem Chef: «Ich werde den Vizeminister für Kultur zum Grossen Stadttheater interviewen - einverstanden?» Bald findet der Frankophoniegipfel statt, Pressekonferenzen und kulturelle Anlässe werden dann im Grossen Theater abgehalten. Seit zwei Jahren wird nun unser Theater renoviert. Es ist die vollständigste Renovation, seit die Franzosen das Gebäude 1901 errichtet haben. Die Angelegenheit wird von der Öffentlichkeit mit Interesse verfolgt, es kursieren auch Gerüchte. Mit seiner sanften, aber stolzen Stimme sagt der Vizeminister: «Ich bin glücklich - als Künstler und Einwohner Hanois, nicht als Vertreter der Verwaltung - denn unser Grosses Theater ist eine Perle, die in dieser Region ihresgleichen sucht. Wenn wir es für das grosse Gipfeltreffen zur Verfügung stellen können, hilft dies uns, unser Minderwertigkeitsgefühl etwas zu verringern.» Wenn der Vizeminister von der «Region» spricht, meint er damit ganz Südostasien, ja sogar die gesamte ASEAN. Seit ein paar Jahren ist dieses Kürzel oft in unseren Gesprächen und Texten anzutreffen. Es widerspiegelt die neue und multilaterale Ausrichtung Vietnams, eine wirtschaftliche, kulturelle und soziale Integration. Diese Integration führt aber auch dazu, dass wir vergleichen: sind wir besser oder schlechter? Singapur ist bekannt für seine Sauberkeit, Indonesien für seine grosse Bevölkerungszahl, Vietnam kann auf seine reiche Kultur stolz sein, Thailand ist im Sport führend. Der dortige Autoverkehr allerdings ist weder für Hanoi noch für Ho-Chi-Minh-Stadt ein Vorbild. Ein vietnamesisches Sprichwort sagt: «Man verkauft die weit entfernte Verwandtschaft, um sich die nächste

Nachbarschaft zu erhandeln«, ein anderes heisst: «Man muss sowohl in die Weite wie in die Breite schauen».

Der interviewte Vizeminister scheut sich nicht, zu zögern oder zuzugeben, wenn er auf eine Frage keine Antwort weiss. «Wenn Sie über Architektur oder Bau sprechen wollen, sprechen Sie mit den Architekten und den Maurern.» Er gibt nicht vor, ein wandelndes Lexikon zu sein, wie dies die meisten hohen Kaderleute tun, er scheint mir ein aufrichtiger Mann zu sein. Vergebens allerdings erwartete ich, dass er sich im Gespräch bescheiden gebe, denn - wie auch immer - er ist ein Mann, betraut mit sehr wichtigen Aufgaben. Als bekannter Lyrik-Sänger wurde er, wie praktisch alle der besten klassischen Künstler seiner Generation, in der Sowjetunion ausgebildet - sein Vorbild ist Pavarotti.

Mein Chef ist ein feiner Kerl, aber als Chefredaktor weiss er, wie alle seine Kollegen auch, wie man mit der Politik spielen kann - und mit Worten. Die Pressezensur in Vietnam unterscheidet sich von derjenigen in anderen Ländern. Einmal wurde mein Chef von seinem Vorgesetzten zurechtgewiesen: «Deine Zeitung muss sich ändern. Warum bringst Du die wichtigen politischen Nachrichten auf der letzten Seite, während Du die Frontseite mit Belanglosigkeiten füllst?» Mein Chef verteidigte sich lebhaft: «Meine Zeitung richtet sich nach den Vorlieben der Lesenden. Und diese lesen eben gerne von unten nach oben und von hinten nach vorne.» Wie alle Chefredaktoren schreibt auch meiner Gedichte. Übrigens stellen wir untereinander öfters fest, dass alle in diesem Land drauf und dran sind, Poeten zu werden. Das gibt es selten: ein ganzes Volk, das sich so für Poesie begeistert!

Zurück vom Kulturministerium mache ich mich wieder an meine monotone Routinearbeit: Ich lese Artikel meiner Kollegen und Leserbriefe. Priorität haben die Federn der Berühmten und Bekannten, danach kommen jene, die sich aus den entfernten Regionen an uns wenden. Der Unterschied zwischen Stadt und Land ist beträchtlich, zwischen den Regionen Hanoi und Ho-Chi-Minh-Stadt und dem Rest des Landes. Die abgelegeneren Provinzen kämpfen mit zahlreichen Schwierigkeiten; sie sind benachteiligt, namentlich was die Kultur angeht. Das einzige Unterhaltungsmittel, welches man im ganzen Land antrifft, ist das Fernsehen - aber das vietnamesische Fernsehen ist ein wenig... rückständig im Vergleich mit den Sendern in der Nachbarschaft. Hue und Da Lat gehören zu den schönsten Städten Vietnams; Hue wurde sogar in die Liste der Weltkulturgüter aufgenommen. Ausserdem ist das Land relativ klein und jedes noch so bescheidene Talent müsste schnell von Nord bis Süd bekannt

ein sanfter Entwurf

sein. Und dennoch! Eben dieses kleine Land war während mehr als zwanzig Jahren entzwei geschnitten; zwanzig Jahre Trennung zwischen Ehepaaren, zwischen Vätern und Söhnen. Wir hoffen, dass sich die Geschichte niemals wiederholen wird, denn dies war der schlimmste unserer Albträume. Einer meiner Verwandten ist am Vorabend der Befreiung Saigons gefallen. Seine Leiche wurde nie gefunden, über zwanzig Jahre sind es nun, dass meine ganze Familie danach sucht. Dabei setzt man sogar auf so vage Hoffnungen wie die Kräfte von Hellsehern oder berühmter Magier. Alles reiner Schwindel, man weiss es genau. Doch eine kleine Hoffnung ist immer noch besser, als eine grosse Verzweiflung. Den Krieg vergessen kann man nicht.

Meine Zeitung «Avant-garde» hat bei der Organisation der Schönheitswettbewerbe, die seit 1988 alle zwei Jahre durchgeführt werden, das Monopol. Ich bin oft hinter den Kulissen dabei und weiss genau, dass die Kandidatinnen nicht so schön sind, wie man von weitem glaubt. Ausser auf der Bühne gelingt es den Vietnamesinnen selten, ihre Werte geltend zu machen. Anerkennung findet nur mühsame und fleissige Qualitätsarbeit.

In Hanoi lebte ein berühmter Maler, Bui Xuan Phai – er ist bereits seit zehn Jahren tot. Ein Teil seiner Werke befindet sich in einem Museum, das von einem privaten Sammler für ihn gebaut worden war – eine Ausnahme in der Welt der vietnamesischen Malerei. Zudem können die Gemälde von Phai gekauft werden, für mehrere zehntausend Dollars. Phai selber lebte allerdings bescheiden, vor allem während der Zeit, als er seine berühmten «Bilder angesichts der Mauer» malte. Bilder, die nicht ankommen, unverkäuflich sind. Während mehrerer Jahre waren es die Spritzen seiner Frau, die ihn ernährten. In der Tat, die Schwester eines Dichters, aber auch Amateur-Krankenschwester, konnte ein Einkommen aus den Spritzen, die sie den Leuten verpasste, erwirtschaften. Der Profit, der aus dem Namen des berühmten Malers gemacht werden konnte, kam erst viel später. Doch auch als die Armut überstanden war, übte die alte Frau ihre Kunst weiter aus und bediente einen kleinen aber treuen Kundenkreis, bis sie 70 Jahre alt war – zum Preis von 2000 Dongs für eine Spritze. Sie erzählte, dass sie den ganzen Tag lang hätte arbeiten können, dass es ihr aber wichtig gewesen sei, «ihre Ehre zu erhalten und sich auch Zeit zu nehmen für den Besuch der Pagoden, aber auch der Freunde und Verwandten»...

Ich habe einen kleinen Bruder, der etwas mehr als Zwanzig ist. Er träumte davon, im Ausland arbeiten zu gehen, so dass wir alle unsere privaten und beruflichen Beziehungen spielen lassen mussten,

damit er zu den wenigen Tausend gehörte, die nach Südkorea ausreisen durften. Bei seiner Abreise erklärte er: «Es gibt keinen Grund, je wieder nach Hause zurück zu kehren», obwohl er nur einen zweijährigen Arbeitsvertrag hatte. Knapp acht Monate später schrieb er uns: «Hier hält mich nichts, sobald das erste Jahr vorbei ist, werde ich heimkehren.» Der arme junge Mann hatte nicht geahnt, dass die Arbeiter nur 30 Kilometer südlich von Seoul 17 Stunden pro Tag arbeiten müssen, ohne jegliche Sicherheitsmassnahmen, dass es viele Arbeitsunfälle gibt, dass sie nicht einmal im tiefen Winter warmes Wasser haben, nur alle fünf Tage ein Bad nehmen dürfen, und dass die Wäsche zum Trocknen auf Zeitungspapier und auf Gras ausgelegt wird... Der Traum vom neuen Leben zerplatzte wie eine Seifenblase. .. Manchmal werfen wir unserem Staat vor, dass er den Jungen bei ihrer Stellensuche weniger hilft als andere. Trotzdem kann niemand die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Veränderungen verleugnen, die während der letzten zehn Jahre stattgefunden haben.

Mich selber allerdings berührte dieser Wandel lange nicht. Die grossen Ereignisse, wenn es sie gibt, interessierten mich nur mässig. Warum? Wahrscheinlich, weil mir die Liebe fehlt. Seit langem bin ich ohne Liebe, deshalb ist mein Leben schwer zu ertragen. Trinh Cong Son, der Prinz der Liebeslieder, schreibt: «Die Liebe verlässt mich, wie die Quelle abfließt...» In meinen vergangenen Liebesgeschichten war ich es, die angewidert floh. Müdigkeit und Bitterkeit lasteten eher auf mir, als auf meinen Partnern. Trinh Cong Son fährt weiter: «Die Liebe ist wie ein Sprengstoff, der die blinden Herzen sprengt...»

Wenn also jetzt jemand von weither käme und mich fragte: «Was ist für Sie am schwierigsten zu entdecken?», würde ich antworten: «Die Liebe. Denn es ist mir nicht gelungen, unter mehr als 70 Millionen Vietnamesen einen einzigen zu finden, der mir entspricht.» Und auf die Frage, was am leichtesten zu entdecken sei, würde ich erwidern: «Ganz einfach das, was ich Ihnen erzählt habe, auch wenn es nur ein kleiner Teil ist...»

Duong Phuong Vinh
(Aus dem Vietnamesischen)



Duong Phuong Vinh studierte an der National-Universität von Hanoi Literatur. Seit sieben Jahren setzt sie sich als Journalistin bei der Jugendzeitschrift «Avant-garde» kritisch und analytisch mit Vietnam auseinander. Für «Eine Welt» beschreibt sie Ihr Land, in dem die Jugend die grösste Bevölkerungsgruppe stellt, aus ihrem ganz persönlichen Blickwinkel.

14

15

Im Strudel von Fortsc

Viele Chancen, aber auch viele Gefahren für einen kleinen Tiger: Nach Jahrzehnten des Kriegs sucht Vietnam heute den Anschluss an die moderne Welt. Seit sich das kommunistische Land der Marktwirtschaft geöffnet hat, boomen die Wachstumsraten. Rasante Entwicklung ist angesagt - doch ob die leidgeplagten Vietnamesen und Vietnamesinnen damit wirklichen Frieden gefunden haben, muss sich erst noch zeigen. Von Gabriela Neuhaus*.



Daniel Schwartz.

Take a way - such Dir einen Weg. So heisst der kleine Fastfoodladen um die Ecke. Das Wortspiel steht für die Lebensphilosophie von Kim und Xuân Tran, die im Berner Fischermätteli täglich Spezialitäten wie frische Frühlingsrollen, leckere Shrimps im Brotteig oder gebratene Ente anbieten. Die vietnamesische Küche sei ähnlich wie die chinesische, sagt Kim. Nur weniger fett. Dies wüssten ihre Schweizer Kunden und Kundinnen zu schätzen, ergänzt sie lächelnd. Kim und ihr Mann kommen aus Vietnam, aus dem ehemaligen Südvietnam. Ihre Heimatstadt Saigon heisst heute Ho-Chi-Minh-City, kurz

HCMC. Trotz Heimweh möchte Kim nie mehr dort leben. Die Erinnerungen sind zu schrecklich, und das Land hat sich in der Zwischenzeit zu sehr verändert. Als Kriegsflüchtlinge mussten sie, ihr Mann und die beiden Kinder sich in den letzten 20 Jahren immer wieder einen Weg suchen. Sich eine Existenz in der Schweiz aufzubauen, war nicht einfach.

Take a way - oder go for a trip. Dies ist neuerdings auch die Devise für eine ständig wachsende Anzahl von Touristen und Touristinnen. Im letzten Jahr waren es bereits über eine Million, die den

Wirtschaft und Entwicklung

Preisungen der Reiseunternehmen gefolgt sind. Vietnam, lange Zeit in unserem Bewusstsein ein Synonym für Krieg und Grauen, gilt heute als «eines der schönsten Länder Südasiens». Im Gestell des Reisebuchladens reiht sich Buch an Buch. Ob Lonely Planet oder Dumont-Kunstführer, Bilder und Text verlocken zu einer Reise in dieses paradiesisch anmutende Land, wo die Besucher «majestätische Kaiserstädte, buddhistische Pagoden und taoistische Tempel» gleichermassen erwarten wie «3000 Kilometer unberührte Küsten mit endlosen Stränden, Sanddünen, Lagunen und spektakulären Felsformationen».

Die einmalige Natur ist ein wichtiges Kapital für die junge vietnamesische Tourismusindustrie. Noch sind die ausgedehnten Küstengebiete sowie die Gebirgsregionen relativ unberührt. Die Bevölkerung konzentriert sich vor allem auf die beiden grossen Flussdeltas. Am dichtesten besiedelt ist das Mekong-Delta im Süden, das sowohl landwirtschaftliches wie industrielles Zentrum ist und in den letzten Jahren denn auch das grösste Wachstum verzeichnete. Das zweite Ballungsgebiet ist die Mündungsregion des Roten Flusses im Norden, rund um die Hauptstadt Hanoi. Seitdem sich das kommunistische Regime Vietnams 1986 angesichts ausbleibender Unterstützung aus der Sowjetunion und zunehmender Verelendung der Bevölkerung zu einem wirtschaftspolitischen Kurswechsel entschlossen hatte, wartet das Land jährlich mit enormen Wachstumszahlen auf.

Reis: Überfluss und Mangelware

Mit dem Reformprogramm Doi moi soll die Planwirtschaft in eine «sozialistische Marktwirtschaft» überführt werden. Unter strenger Kontrolle von Internationalem Währungsfonds und Weltbank wurden und werden nun Staatsbetriebe privatisiert, die Landwirtschaft wurde individualisiert, Schulen und medizinische Versorgung sind nicht mehr einfach gratis, wie zuvor. Diese Liberalisierung führte zu einem wirtschaftlichen Boom, Vietnam galt plötzlich als kleiner Tiger in Südostasien. Zwischen 1992 bis 1995 lagen die Wachstumsraten regelmässig über 8 Prozent. Dabei stieg die Industrieproduktion um 11 bis 15, die landwirtschaftliche Produktion um 4,5 und der Dienstleistungssektor um durchschnittlich 8 Prozent. Doch davon profitieren können nur wenige. Der grosse Teil der Bevölkerung spürt vor allem die negativen Folgen dieser Entwicklung. Das teure Schulgeld und die mangelnde medizinische Versorgung auf dem Land treffen vor allem die Ärmsten.

Der tiefe Widerspruch, in dem sich der Modernisierungsprozess in Vietnam befindet, zeigt sich am

krassesten bei der Reisproduktion. Reis, das Grundnahrungsmittel Nummer eins, ist auch Landwirtschaftsprodukt Nummer eins. Mit einem Exportvolumen von über 2 Millionen Tonnen pro Jahr mauserte sich Vietnam seit der Liberalisierung seines Getreidemarktes hinter Thailand und den USA zum weltweit drittgrössten Reislieferanten. Reis ist denn auch, nebst Rohöl, das wichtigste Exportprodukt des Landes. Gleichzeitig ist Reis in Vietnam selber aber Mangelware. Über die Hälfte der vietnamesischen Bevölkerung ist unter- oder fehlernährt: Laut FAO und Weltbank leben 51 Prozent aller Vietnamesen und Vietnamesinnen unter der Armutsgrenze, d.h. sie nehmen weniger als 2000 Kalorien pro Tag zu sich.

Gefährdete Umwelt

Produktionssteigerungen in der Landwirtschaft, dies ein weiteres Problem des enormen Wachstums, wurden in den letzten Jahren mit Hilfe von Kunstdünger und Chemie erzielt. Bereits heute befürchtet man, insbesondere im fruchtbarsten und am dichtesten bevölkerten Teil des Landes, auf dem Mekong-Delta, dass die landwirtschaftliche Produktion infolge Vergiftung der Böden gefährdet sei. Wie in den anderen südostasiatischen Ländern ist das enorme Wachstum der letzten Jahre auch in Vietnam mit grossen sozialen Kosten verbunden und gefährdet die Umwelt. Abholzung und Umweltverschmutzung durch Industrialisierung sind nur zwei weitere Stichworte, die auch in Vietnam bittere Realität sind. Doch einen Vorteil hat der kleine Tiger immerhin, dank seiner Jugend: Noch sind die Schäden nicht so weit fortgeschritten wie zum Beispiel in Thailand oder auf den Philippinen.

Take a way: Noch könne Vietnam einen moderateren Weg in die Zukunft finden, sagen Experten wie Konrad Specker, Vietnamverantwortlicher in der Berner DEZA-Zentrale. Einen Weg, der nicht den Grossteil seiner Bevölkerung in Armut zurücklässt, und einen, der sich an der vielgepriesenen Nachhaltigkeit orientiert. Wie sagte doch der Generalsekretär der kommunistischen Partei am letzten Parteitag in Hanoi: «Wer zu schnell rennt, der fällt.»

* Gabriela Neuhaus ist freie Journalistin

Zahlen und Fakten

Gesamtfläche	330'369 km ²
Ebenen	25%
Gebirge	75%
Kulturläche	90'000 km ²
davon Mekong-Delta	40'000 km ²
davon Delta Roter Fluss	15'000 km ²
Meeresküsten	3'444 km
Bevölkerung	75 Millionen
Vietnamesen (Kinh)	90%
ethnische Minderheiten:	
53 Völker in den Hochplateaus	
Zentralvietnams	ca 7 Mio
Wachstumsrate Bev.	2,1%
Bev. unter 14 Jahren	45%
Lebenserwartung	63,4 Jahre
unterernährte Kinder	41%
Anteil Bevölkerung auf dem Land	75%
Anteil Bevölkerung in der Stadt	25%
jährl. Zunahme Stadtbevölkerung	4,3%
Grösste Städte	
Ho-Chi-Minh-City	4,5 Mio. Einw.
Hanoi	3,5 Mio. Einw.
Wachstumsdaten (1995)	
Wirtschaftswachstum	8,8%
Exporte	35,5%
Importe	14,5%

Wichtigste Exportprodukte:
Rohöl, Reis, Fischerei, Textilien,
Kohle



Die Schweiz und Vietnam: Kehrseite des Booms auffangen

Seit zwei Jahren ist Vietnam Schwerpunktland der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit, im Januar 1995 eröffnete die DEZA ihr Koordinationsbüro in Hanoi. Bis ins Jahr 2001 sollen Projektgelder in der Grössenordnung von 63 Millionen Franken eingesetzt werden. Die Programme wurden für die ganze Mekong-Region konzipiert, da viele der Probleme landesübergreifend angegangen werden müssen. D.h. miteinbezogen sind auch Laos, Kambodscha, Burma und Thailand. Der Schwerpunkt liegt aber klar in Vietnam.

Die Hauptziele des im Aufbau begriffenen Programms sind eine gezielte Unterstützung von Umweltschutz und nachhaltiger Entwicklung sowie des strukturellen Reformprozesses in Wirtschaft und Politik.

Projekte in dieser Richtung bestehen in den Sektoren Stadtentwicklung, Ressourcenmanagement und Ausbildung. In diesen Bereichen gebe es, angesichts der rasanten Entwicklung in Vietnam während der letzten Jahre, grosse Defizite, sagt der Verantwortliche für Vietnam in der Berner DEZA-Zentrale, Konrad Specker. Entwicklungszusammenarbeit in einer wirtschaftlich derartig boomenden Region sei denn auch in erster Linie das Bestreben, die negativen Auswirkungen von Entwicklung und Fortschritt aufzufangen. Die dringlichsten Probleme, welche die Modernisierung für Vietnam mit sich bringt und die es abzufedern gilt, sind die Zerstörung der Umwelt und die Zuspitzung der sozialen Gegensätze im Land.

Das Ding im Alltag Vom Velo zum Honda-Dream

«Den Krieg gewinnt man auf dem Velo» ist in Vietnam ein geflügeltes Wort, und der Grund dafür überall im Lande unübersehbar: Das Velo ist für Jung und Alt nicht nur Fortbewegungsmittel, sondern auch Transportmittel. Jeden Morgen stossen Tausende ihr Velo nach Hanoi, um darauf Schweine, Beton, Gemüse, Körbe und vieles mehr zu transportieren. Für die Jungen ist es das Symbol der Freiheit, der Beweglichkeit, der Zukunft, des Sich-gut-Fühlens, welches in letzter Zeit immer mehr durch Kleinmotorräder abgelöst wird, die im Volksmund, ganz im Sinne der Sache, schlicht «Honda Dream» heissen.

Dorel Schwantz



Geschichte: Von Nam Viet bis Vietnam

- 208 v.Chr. Der chinesische General Trieu Da gründet Au Lac in Nordvietnam und ernennt sich zum Kaiser von Nam Viet.
- 1.Jh.v.Chr. Nam Viet wird chinesische Provinz.
- 40 n.Chr. Aufstand gegen die Chinesen, Vietnam wird unabhängig und entwickelt sich mehr oder weniger friedlich bis Mitte des 19. Jh.
- 1861 Französische Truppen nehmen Saigon ein.
- 1883 Frankreich errichtet die Protektorate Annam und Tonkin und regiert Chochinchina als Kolonie.
- 1890 Ho Chi Minh wird in Zentralvietnam geboren.
- 1919 Ho kämpft in Versailles für die Selbstbestimmung Vietnams.
- 1941 Ho gründet Vietminh zur Bekämpfung der Japaner und Franzosen.
- 1946-54 1. Indochina-Krieg.
- 1954 Auflösung Indochinas, Vietnam wird geteilt.
- 1957 2. Indochina-Krieg: Stör- und Terroraktionen.
- 1963 Der südvietnamesische Ministerpräsident Ngo Dinh Diem wird getötet. USA greifen ein.
- 1968 «Tet»-Offensive, Kämpfe um Saigon, Hué und Khe Sanh.
- 1969 Pariser Vietnam-Gespräche. Tod von Ho Chi Minh.
- 1973 Abzug der US-Truppen, Waffenstillstandsabkommen und Internationale Überwachung.
- 1975 Kapitulation der Republik Vietnam (Südvietnam).
- 1976 Wiedervereinigung und Proklamation der Sozialistischen Republik Vietnam.
- 1978 Vietnam marschiert in Kambodscha ein.
- 1979 China marschiert in Vietnam ein.
- 1986 Übergang von der Plan- zur Marktwirtschaft.
- 1991 Sowjetunion streicht Hilfe an Vietnam.
- 1992 USA heben Handelsboykott gegen Vietnam auf.
- 1997 US-Botschafter nach Hanoi.



Solidarität ist mehr als Geben

Wir leben auf einem Planeten voller Ungleichgewichte. Rund ein Fünftel der Weltbevölkerung (Industrieländer) erarbeiten circa vier Fünftel des Welteinkommens. Werden sich die vier Fünftel der Weltbevölkerung mit diesem 20 Prozent-Anteil längerfristig begnügen? Wohl kaum! Sie werden ihre Chancen für ein menschenwürdiges Leben, für den Zugang zu Ausbildung und zu Arbeit wahrnehmen wollen. Es liegt in unserem längerfristigen Interesse, dass sie das tun können. Nur eine Familie, deren Mitgliedern es allen einigermaßen gut geht, wird in Einklang miteinander, in Frieden leben.

Solidarität ist mehr als einfach Geld zur Verfügung stellen. Solidarität muss mehr als der Griff zum Portemonnaie sein: Solidarisch sein ist eine Haltung, es ist Interesse am anderen, ist mitfühlen und einbringen von Möglichkeiten der besseren Chancennutzung. Die Schweiz hat bei der Gründung der Eidgenossenschaft wie beim Zusammenschluss zu einem Bundesstaat vor 150 Jahren die Solidarität auf eindruckliche Weise gelebt, sich über alle Unebenheiten der Geschichte hinweg zu einer Schicksalsgemein-

schaft zusammengefunden. Darin ist auch die Geisteshaltung der humanitären Tradition verinnerlicht.

Haben wir dies vergessen? Braucht es nicht eine neue Bewegung, einen neuen Anlauf, wieder vermehrt solidarisch zu sein, im Inland wie mit dem Ausland? Ich meine, dass es genügend Zeichen gibt, dass wir dies tun sollten, im Interesse jener, die unsere Solidarität brauchen, aber auch in unserem wohlverstandenen Eigeninteresse.

Walter Fust, Direktor der DEZA

Medizin gegen Gewalt

Die Zivilbevölkerung in Afghanistan leidet nicht nur direkt unter den kriegesischen Auseinandersetzungen im Land, sondern auch unter der mangelnden medizinischen Versorgung. Die Eidgenossenschaft möchte im Rahmen der humanitären Hilfe für eine Verstärkung des Krankenhauspersonals sorgen. Von Varuna Singh.*



Zama Abani

Die tragischen Ereignisse, die sich seit Monaten in Afghanistan zutragen, sind nicht dazu angetan, in einem Land, das bereits seit über 18 Jahren von Krieg erschüttert wird, für eine Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen zu sorgen. Durch eine sich ständig bewegende Front geteilt, ist Afghanistan gezeichnet von Gewalt und zunehmender Verunsicherung. Die Taliban, welche den Südosten des Landes kontrollieren, kämpfen gegen eine Allianz im Norden. Zahlreiche Bewohner aus den Gebieten nördlich von Kabul sind deshalb in die Hauptstadt geflohen.

Bisher ist es dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) gelungen, dank Vereinbarungen mit den Kriegsparteien, die Hilfe für die Zivilbevölkerung sicherzustellen. Das IKRK ist seit 1987 vor Ort tätig, wird heute als Institution für dringliche humanitäre Hilfe anerkannt und verfügt über die Unterstützung der Bevölkerung. Dennoch wurden im vergangenen September sechs IKRK-Delegierte in Mazar-i-Sharif, im nördlichen Teil des Landes, entführt und später wieder freigelassen. Das IKRK blieb auch nach diesem Zwischenfall und lässt sich nicht davon abhalten, verschiedene Aufgaben wie medizinische Hilfeleistung oder die Verteilung von Nahrungsmitteln weiterhin wahrzunehmen.

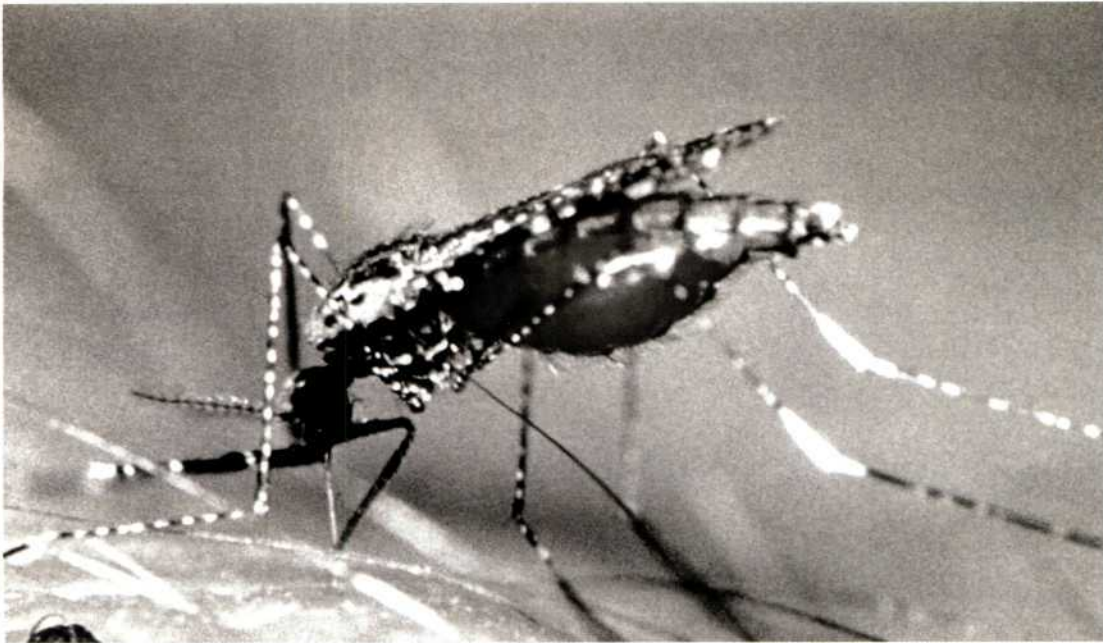
Der Bund unterstützte diese dringlichen Massnahmen 1997 mit einem Betrag von 1,2 Millionen Franken. Zudem wurde ein Chirurg des Schweizerischen Katastrophenhilfekorps (SKH) dem IKRK zur Verfügung gestellt.

Im Bestreben, ihre Tätigkeit in Afghanistan weiter auszubauen, hat die Abteilung Humanitäre Hilfe in einer Bestandesaufnahme ermittelt, welche Bedürfnisse vorherrschen und auf welchen Gebieten ihre Dienste am nötigsten wären. In der medizinischen Versorgung wurden zahlreiche Mängel festgestellt. Deshalb prüft man nun eine Verstärkung des medizinischen Personals in den Krankenhäusern.

Die betroffenen Städte befinden sich alle im Südosten des Landes. Das bedeutendste Krankenhaus, welches mit Unterstützung des SKH wiederhergestellt worden ist, wird seit zwei Jahren durch das IKRK betrieben und dient als Ausbildungsstätte für Chirurgen. Die Abteilung Humanitäre Hilfe plant zudem, dem IKRK für Einsätze nach Bedarf medizinisches Personal zur Verfügung zu stellen.

Wehe den Parasiten

Massenhaft sterben Menschen in den Entwicklungsländern an Tropenkrankheiten. Da wenig rentabel, wird die medizinische Forschung auf diesem Gebiet vernachlässigt. Abhilfe könnte eine Partnerschaft zwischen Privatsektor und öffentlicher Hand schaffen.



Institut Pasteur

(vs) Siebzehn Millionen jährlich. Diese alarmierende Zahl von Todesopfern, welche die Tropenkrankheiten in den Entwicklungsländern fordern, hinterlässt einen bitteren Nachgeschmack. Dazu kommen Hunderte von Millionen von Kranken. 43 Prozent der Todesfälle in den Entwicklungsländern gehen auf das Konto dieser Krankheiten, namentlich im Afrika südlich der Sahara. In den Industrieländern dagegen sind es nur 1,2 Prozent. Eine der gefährlichsten unter den Infektionskrankheiten ist die Malaria. Daran allein sterben jährlich mehr als zwei Millionen Menschen – vier pro Minute. Auch bei der Bekämpfung sieht es schlecht aus: Die für die Malaria verantwortlichen Parasiten passen sich rasch den neuen Medikamenten an und entwickeln oft in weniger als zehn Jahren Resistenzen dagegen.

Und trotzdem haben für die Pharmaindustrie, auch an der Schwelle zum dritten Jahrtausend, die Infektionskrankheiten keine Priorität – am allerwenigsten jene, die für die Entwicklungsländer typisch sind. Die Kostenexplosion in der Medikamentenentwicklung hat im Gegenteil in den letzten 20 Jahren dafür gesorgt, dass sich die Industrie auf die wirtschaftlich rentablen Bereiche konzentriert. Die Konsequenz: Die Forschung im Kampf gegen Tropenkrankheiten wurde praktisch eingestellt.

Um dieser Entwicklung Gegensteuer zu geben, sind verschiedene Organisationen wie die DEZA, die Weltbank und die Weltgesundheitsorganisation daran, eine Initiative zu lancieren. Dabei geht es darum, eine Partnerschaft zwischen der öffentlichen Hand und Vertretern der Pharma-Industrie aufzubauen mit dem Ziel, neue Produkte zu entwickeln, welche die Ausbreitung der Tropenkrankheiten bremsen.

Konkret soll daraus eine nicht gewinnorientierte, aber mittelfristig selbsttragende Organisation werden. Ihre Hauptaufgabe wäre, die Produktion neuer Medikamente sicherzustellen, die sich der Entwicklung der Parasiten anpassen. In einer ersten Phase soll sich die Forschung auf Chemotherapeutika gegen die Malaria konzentrieren.

**Varuna Singh ist freie Journalistin
(Aus dem Französischen)*

20

21

Die Unterstützung von Klein- und Mittelbetrieben in Osteuropa ist eine der Aktivitäten, mit denen die DEZA einen Beitrag zur Liberalisierung der Wirtschaft in diesen Ländern leistet. In Russland erhalten solche KMU Kredite von Stiftungen.

Kreditwürdiger Käse



(vs) Rund 200 Kilometer südöstlich von Moskau liegt die Region Kaluga. Wie andere Landesteile Russlands hat auch diese Gegend die Auswirkungen des Übergangs von der Plan- zur Marktwirtschaft zu spüren bekommen, welcher durch die russischen Wirtschaftsreformen eingeleitet worden war. Zur Unterstützung dieses Umwandlungsprozesses führt die DEZA verschiedene Aktionen durch; unter anderem fördert sie den Aufbau kleiner und mittlerer Unternehmen (KMU).

Obschon Kleinbetriebe für eine gesunde Wirtschaft jedes Landes unabdingbar sind, werden sie immer wieder in ihrer Entwicklung behindert, vor allem weil sie keine Kredite erhalten. Oft können sie keine Grundstücksgarantien abgeben und erhalten deshalb Kredite nur zu stark erhöhtem Zins, da die Banken keine Risiken eingehen wollen.

Seit 1994 hat deshalb die DEZA in Kaluga und Woronesch, zwei ihrer Schwerpunktregionen, Stiftungen eingerichtet. Ziel ist es, privaten Kleinunternehmen zu ermöglichen, Kredite von durchschnittlich 50'000 bis maximal 100'000 Dollar zu erhalten, und zwar zu Vorzugszinsen, die sich mittelfristig den marktüblichen Zinsen anpassen sollen. Die Stiftungen werden von schweizerischen und russischen Experten verwaltet, finanziert werden sie direkt von der DEZA mit je rund einer Million Franken. Zu diesem Betrag kommen in Kaluga die Rückzahlungen einer Anleihe, die einer

Käserei bereits früher gewährt worden ist. Seit 1996 leitet der Migros-Genossenschaftsbund das Projekt für die DEZA.

Die Migros unterstützt heute eine ganze Reihe von Aktivitäten, nicht nur in der Nahrungsmittelproduktion, sondern auch bei Sanitär-Installationsbetrieben, Transportunternehmen oder Nähateliers. Im Sommer 1997 gewährte die Stiftung in Kaluga rund 23 Projekten Kredite, was die Schaffung von 195 Arbeitsstellen ermöglichte. Die Käserei des Ehepaars Nilov ist eine dieser Erfolgsgeschichten. Mit einer Anleihe von 35'000 Dollar schufen Vitali und Svetlana einen voll ausgebauten Betrieb, in dem heute fünf Personen arbeiten. Für die Ausrüstung ihres Unternehmens liessen sich die Nilovs von den Installationen inspirieren, die sie anlässlich eines Besuchs in der Schweiz gesehen hatten. Fabriziert wurde die Ausstattung allerdings vor Ort. Heute verarbeitet die Käserei NIL alle zwei Tage 1300 Liter Milch zu Käse und anderen Milchprodukten. Diese Produkte werden in der Region verkauft. Der Erfolg dieses Unternehmens zeigt sich aber auch noch auf einer anderen Ebene: Die Nilovs haben ihren Kredit schon fast abbezahlt.



Global Forum for Health Research:

DEZA-Mann Exekutiv-Sekretär

(sbs) Louis Currat, langjähriger DEZA-Mitarbeiter und zuletzt Chef der Abteilung Fachdienste, ist seit Anfang Jahr Exekutiv-Sekretär des neu gegründeten «Global Forum for Health Research» (Globales Forum für die Gesundheitsforschung) in Genf. Das Forum ist im Juni 1997 gegründet worden, von Regierungen aus Nord und Süd, der Weltgesundheitsorganisation WHO, der Weltbank, von Nichtregierungsorganisationen, internationalen Stiftungen, Forschungsinstitutionen und privaten Pharmaunternehmen. Das Forum will Forschungsmittel und -bestrebungen besser auf die Gesundheitsprobleme der Armen in der Welt ausrichten. Dies geschieht vor dem Hintergrund, dass von den 56 Milliarden US-Dollar, die jährlich weltweit in die Gesundheitsforschung investiert werden, weniger als 10 Prozent auf die Lösung der Gesundheitsprobleme von 90 Prozent der Weltbevölkerung abzielen. Die DEZA, welche bei den Vorbereitungen zur Gründung des Forums sehr aktiv war und diese mit einem jährlichen Beitrag unterstützt, wendet für direkte und indirekte Aktionen im Gesundheitsbereich jährlich rund 200 Millionen Franken auf.

Osteuropa-Bilanz

(bf) 1990 nahm die Osteuropa-Zusammenarbeit der Schweiz in Polen, Ungarn und der damaligen Tschechoslowakei ihren Anfang. Jetzt geht die erste Periode dieser mittlerweile auf ganz Osteuropa und vereinzelte GUS-Staaten erweiterten Zusammenarbeit zu Ende. Ende Mai erscheint deshalb ein 20 seitiger, attraktiv aufgemachter Bericht, welcher die achtjährige Arbeit und den

konkreten Beitrag der Schweiz zum schwierigen Reformprozess in Mittelosteuropa zum Thema hat. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei Polen sowie den Erfahrungen, Wirkungen und Lehren, die sich aus dem schweizerischen Engagement in Mittelosteuropa und dem Baltikum ergeben haben. Bezug bei: DEZA, Abteilung AZO, Effingerstr. 77, 3003 Bern, Tel. 031 322 44 12

Internationale Zusammenarbeit der Schweiz 1986 - 1995

(rm) Das Ende des kalten Krieges, ein verstärktes Umweltbewusstsein seit «Rio» sowie die zunehmende Globalisierung haben die internationale Zusammenarbeit in den letzten 10 Jahren wesentlich beeinflusst. Wie ist die Schweiz mit diesen neuen Herausforderungen umgegangen? Der Bundesrat wird dem Parlament im Verlaufe dieses Jahres eine Standortbestimmung über die internationale Zusammenarbeit der Schweiz mit den Ländern des Südens und Ostens in den Jahren 1986 - 1995 unterbreiten. Darin zeichnet er die wichtigsten Veränderungen im globalen Umfeld nach, arbeitet Erfahrungen auf und gibt Aufschluss über Lehren für die weitere internationale Zusammenarbeit der Schweiz.

Was eigentlich ist... ...Armut

(bf) Armut ist ein vielschichtiges Phänomen, das sämtliche Lebensbereiche, auch das Immaterielle umfassen kann. Armut bedeutet nicht bloss fehlendes Einkommen - als weitherum postulierte Armutsgrenze gilt ein Einkommen von 1 US-Dollar pro Tag -, respektive ungenügender Konsum (z.B. eine minimale Kalorienzahl). Armut ist ebenso sehr Qualität wie Quantität. Die Betroffenen verstehen und nehmen sie sehr subjektiv wahr. Deshalb ist Armut nicht nur von aussen definierbar; es ist auch Sache der Armen selber, diese zu definieren, d.h. das Armutverständnis darf nicht nur mitgebracht, es muss auch abgeholt werden. Erst wenn alle Dimensionen und Wahrnehmungen von Armut ernst genommen werden, wird auch die individuelle, soziale und vor allem kulturelle Vielfalt von Menschenleben anerkannt. Arm ist nicht nur derjenige, der zu wenig hat, um zu überleben oder gerade noch zu viel, um zu sterben. Armut muss an den Möglichkeiten gemessen werden, wobei wesentlich auch Elemente wie Verteilung - und zwar nicht bloss der Brosamen, sondern des ganzen Kuchens - sowie Gerechtigkeit mitbedacht werden müssen. Wo Armut nicht nur Folge ungenügender Güterproduktion ist, steht sie immer in bezug zu ihrem Gegenpol, dem Reichtum. Beide sind das Produkt ein und desselben Prozesses: der ungerechten Verteilung aufgrund von Macht und Gewalt.



Gentechnologie im Zusammenhang mit Entwicklungsfragen wird oft als Chance gesehen, speziell in bezug auf die Hungerproblematik. Doch auch in diesem Bereich ist es wie überall: Jene, die der Gentechnologie kritisch gegenüberstehen, lehnen sie auch für den Süden ab; wer allerdings auf die neue Technologie vertraut, will sie auch für den Süden nutzen. «Eine Welt» lud drei Fachleute zum Streitgespräch: Paul Egger, Chef des Fachdienstes Landwirtschaft bei der DEZA, Maya Doetzki von der Erklärung von Bern und Arthur Einsele, PR-Leiter der Novartis Seeds AG. Gesprächsführung: Gabriela Neuhaus

Gentechnologie



Guy Penenout

Egger: Für uns bei der DEZA ist eine ganzheitliche Güterabwägung entscheidend, wenn es um den Einsatz von Gentechnologie geht. Dabei müssen Chancen und Risiken gegeneinander abgewogen werden. Es müssen sowohl soziale, politische wie auch ökologische Perspektiven berücksichtigt werden. Für wichtige Ziele müssen Risiken in Kauf genommen werden, wenn der Nutzen für die Allgemeinheit überwiegt. Zusammenfassend muss eine positive Problemlösungsbilanz vorhanden sein.

Doetzki: Wir sind der Meinung, dass die ökologischen Risiken, welche die Gentechnologie eingeht, zu gross sind, als dass man sie noch als Restrisiko in Kauf nehmen könnte. Der Einsatz von Gentechnologie widerspricht dem Anspruch der Nachhaltigkeit, wie sie an der Umweltkonferenz definiert worden ist: Gentechnologie ist eine Risikotechnologie, die kommenden Generationen als Hypothek übergeben wird.

Einsele: Das ist wissenschaftlich nicht haltbar. Die Risiken in der Gentechnologie sind nicht grösser als bei der klassischen Züchtung. Deshalb wehre ich mich dagegen, dass man diese Technologie verteuert oder verbietet. Zudem müssen wir zwischen den rein technischen Risiken – sprich Biosafety – und den sozialen Risiken der Gentechnologie unterscheiden. Die möglichen sozialen Auswirkungen, dass zum Beispiel jemand ausgebeutet wird, oder dass man jemanden mit neuen gentechnischen Methoden analysieren kann, der das nicht will – diese Auswirkungen der neuen Technologien müssen näher angeschaut werden. Sie, Frau Doetzki vermischen diese beiden Themen, das geht nicht.

Doetzki: Nein, ich vermische nicht, ich meine explizit beide. Und was die Sicherheit der Gentechnologie angeht, gibt es darüber bekanntlich auch einen Expertenstreit. Es gibt Wissenschaftler, die das mögliche Risiko anders einschätzen als Sie und dies ebenfalls wissenschaftlich begründen. Wie können

Chance oder Gefahr für den Süden?



Sie heute bereits mit Sicherheit etwas über die Langzeitwirkung von gentechnologisch veränderten Organismen sagen?

Egger: Wo sind denn die grossen neuen Risiken?

Doetzki: Gentechnologie ermöglicht Gentransfers in einem Ausmass, wie sie in der Natur nicht vorkommen. Das ist neu - und bringt neue Risiken.

Egger: Es gibt auch im ökologischen Bereich neue Risiken, u.a. beim Auskreuzen in Wildpflanzen, bei der Verdrängung von Wildarten durch neue Unkräuter oder nicht nachhaltige Resistenzen, die sich verbreiten können, und schliesslich auch politische Risiken in bezug auf das geistige Eigentum. Ich meine aber, dass die entscheidenden Risiken im sozialen Bereich liegen. Die grösste Gefahr besteht darin, dass die neuen vielversprechenden Möglichkeiten einseitig nur dort eingesetzt werden, wo

grosse Produzenten, gute Märkte und viel Kaufkraft vorhanden sind. Deshalb muss in einer ganzheitlichen entwicklungspolitischen Analyse die Gefahr eines «Nicht-Einsatzes» der Gentechnologie in den Entwicklungsländern in die Güterabwägung miteinbezogen werden. Wir halten uns da an den Ethiker Halter: «Das ethische Problem liegt nicht in erster Linie darin, dass die Biotechnologie für die Entwicklungsländer durch zuviel Anwendung zur Bedrohung wird, sondern dass das Potential der Biotechnologie in Entwicklungsländern gar nicht oder zuwenig effizient ankommt.»

Doetzki: Gewinn und Nutzen, die uns heute von den Gentechnikern versprochen werden, sind im Vergleich zu den möglichen Risiken zu klein. Wir denken nicht, dass Gentechnologie viel zur Hungerbekämpfung beitragen wird, da Hunger vor allem soziale Ursachen hat. Mit Gentechnologie kann wahrscheinlich kurzfristig eine Ertragssteigerung erreicht werden. Die soziale Gefahr, die wir sehen,

besteht darin, dass diese Technologie auf Kosten anderer, naturnaher Landwirtschaftssysteme gepuscht wird.

Einsele: Die eine Forschung schliesst die andere doch nicht aus.

Doetzki: Real schon, leider.

Egger: Gentechnologie wird im Norden für Baumwolle, Soja und Mais eingesetzt. Warum sollen die Entwicklungsländer von der Nutzung der neuen Möglichkeiten ausgeschlossen werden?

Heute werden in den Industrieländern öffentlich und privat 2,5 Milliarden Dollar für die Forschung im Bereich der Agro-Biotechnologie eingesetzt. In den Entwicklungsländern sind es 50 Millionen im öffentlichen Bereich, in der internationalen Agrarforschung 25 Millionen. Dies ist ein Prozent, ein Bruchteil dessen, was die internationale öffentliche Agrarforschung in den Bio-Landbau investiert. Wenn die Gentechnologie nicht auch für Kulturen wie Cassava, Süsskartoffeln oder Hirse Verbesserungen bringt, werden die Entwicklungsländer angesichts der globalen Konkurrenzsituation vom Markt verdrängt.

Doetzki: Das ist doch schon lange Realität.

Egger: Gewiss, wenn aber die neuen Technologien im Süden und bei den vernachlässigten Kulturen nicht eingesetzt werden, verstärkt sich dieser Trend.

Doetzki: Da ist ja das grosse Missverständnis. Wenn wir gegenüber der Gentechnologie skeptisch sind, heisst das doch nicht, dass nichts getan werden soll. Wir unterstützen Menschen, die in der Landwirtschaft andere, eigene Wege gehen. Wir meinen, dass die Entwicklung zusammen mit den Bauern und Bäuerinnen gemacht werden muss, und nicht, dass ihnen von Wissenschaftlern aus dem Norden gesagt wird, was für sie gut ist.

Egger: Regional angepasste, vielfältige Lösungsmöglichkeiten sind sehr wichtig. Gentechnologie ist ein ergänzendes, kein alternatives Element. Entscheidend ist, dass auch die Produzenten und Konsumentinnen im Süden die Wahl haben.

Einsele: Wir machen das alles ja nur, weil die sonst verhungern. Warum sollen wir nicht helfen, wenn die Cassava zum Beispiel in Ostafrika von Viren verseucht werden? Für mich ist es traurig, dass wir hier noch

diskutieren, ob wir eingreifen sollen oder nicht. Während wir uns über ein hypothetisches Risiko unterhalten, sind dort schon wieder viele verhungert.

Egger: Wie sehen denn Sie das Risiko eines «Nicht-Einsatzes», Frau Doetzki?

Doetzki: Wie gesagt führt ökologischer Landbau in die Zukunft - auch im Norden. Es gibt auch im Süden Bauern und Bäuerinnen, die ökologischen Landbau betreiben. Wie können sie sich vor Gentransfer schützen, wenn gentechnisch veränderte Pflanzen auf dem Nachbarfeld wachsen?

Einsele: Da gibt es ganz klare Antworten. Es stimmt, dass Gentransfers in geringem Mass vorkommen können. Doch der Pollen fliegt nicht unendlich weit, und der Biobauer wird sein Biogemüse haben, und der Gentechnbauer seine Produkte - und der Konsument wird wissen können, was er kauft.

Egger: Ich gehe davon aus, dass der Biolandbau mit seinen qualitativ hochstehenden Produkten auch in den Entwicklungsländern ein grosses Potential hat. Dringlich braucht es aber auch günstige Nahrungsmittel für die Milliarde Menschen, die mit einem Franken pro Tag auskommen müssen. Wenn wir dank Gentechnologie die Nahrungsmittelpreise weiter senken können, werden die ärmsten Konsumentinnen davon profitieren. Für jene, die hungern, ist der Preis entscheidend, ist Quantität noch wichtiger als Qualität.

Doetzki: Das finde ich zynisch! Ich habe mit vielen Menschen gesprochen, die arm sind und trotzdem Nahrungsmittel wollen, die qualitativ gut sind.

Einsele: Ein weiterer Punkt, in dem wir uns unterscheiden ist, dass wir schon der Meinung sind, dass auch Gentechnologie ein ökologischer Ansatz sein kann. Wenn wir zum Beispiel eine Pflanze machen, die sich selber vor Krankheiten oder Schädlingen schützt, und man deshalb keine Pestizide mehr braucht.

Doetzki: Was denken Sie denn, wieviel Pestizid ein Biobauer verwendet?

Einsele: Es ist doch unmöglich, dass man den gesamten Nahrungsmittelbedarf weltweit mit ökologischem Landbau abdeckt - ich denke, da sind Sie mit mir einig.



Doetzkies: Überhaupt nicht. Es gibt Studien, die dem ökologischen Landbau ein grosses Potential zugestehen. Zudem ist belegt, dass im Süden gewisse Produkte, die ökologisch angebaut wurden, bessere Ernten erzielten als jene aus der konventionellen Landwirtschaft. Um die Welternährung auf nachhaltiger, ökologischer Basis zu sichern, wäre aber, das stimmt, eine grössere Umstellung des Konsums in Ländern des Nordens notwendig. Zum Beispiel auch, was den Fleischkonsum betrifft.

Egger: Ökologie, Ökonomie und Technologien müssen verbunden werden, dürfen auch in diesem Bereich nicht weiter gegeneinander ausgespielt werden. Den Forderungen der Entwicklungsländer in der Agenda 21 folgend soll Gentechnologie zur nachhaltigen Ernährungssicherung und zum Schutz der natürlichen Ressourcen eingesetzt werden.

Eine Welt: Meine Dame, meine Herren, wir danken Ihnen für das Gespräch.





Thomas Dorn

Was heisst denn heute schon «World Music» oder zu gut deutsch Weltmusik?

Ursprünglich aus England breitet sich der Begriff seit einem Jahrzehnt über die Welt der Musik aus und löst jenen der «Folk Music» ab. Er ist zwar noch nicht in die Volkssprache eingegangen, doch schon streiten sich die Fachleute: Ist es alle Musik, die einen Hauch Exotik hat, wobei dieser wennmöglich von farbigen Musikern eingebracht wird? Oder umfasst er Exotika, tolle Sommerhits wie Bellini's «Samba do Janeiro», die für Erfolg kein Klischee scheuen? Selbst die Briten, in Sachen Trend tonangebend, sind geteilter Meinung: Weltmusik soll ja gehört werden (im Norden, meinen die

Was noch vor wenigen Jahren als Ausdruck korrekten Weltbewusstseins galt, ist heute in den europäischen Alltag gedrungen: Weltmusik aus allen möglichen Ländern hat es zu Hitparadenehren gebracht und zur Untermalung von TV-Werbepots. Liegt nun Weltbewusstsein im Trend? Oder geht es um eine unerwartete Folge der Globalisierung?

Eine Standortbestimmung von Beni Güntert*.

«World

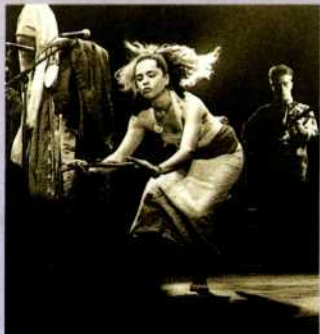
Plattenfirmen damit) – also müssen die Texte verständlich sein und sich mit modernen Techniken den Hörgewohnheiten der reichen Industrieländer anpassen. Tatsächlich ändert sich durch solches «Crossover» der «ethnische Charakter» der Musik oft nicht – es kommt nicht zur «Global Soup». «Auch senegalesischer Hip-hop ist zuallererst als senegalesisch erkennbar», sagt trefflich die Fachjournalistin Marianne Berna. Dagegen opponieren die Puristen, für welche «Weltmusik» in erster Linie authentisch zu tönen hat, und möglichst ohne Elektrizität erzeugt wird. Dafür bietet sich seit neuestem der Begriff «Local Music» an.

Wachsender Markt

Freigeister schwärmen indes: Egal wie gemacht, woher der Sound kommt – Hauptsache er groovt und trägt fort. Der Fächer der im Norden zugänglichen

World Music ist breit geworden: Ein Markt, der Gewicht zulegt. 1997 zeigte sich am Kampf um die Hörer- und Käufergunst zwischen neuveröffentlichten kubanischen Musiken und brasilianischen Popsongs die Spannweite der Geschmäcker. Erstaunt stellten die einen fest, dass die virtuos Formationen Kubas weiterbestehen, ihr reiches Erbe fortentwickelt haben – derweil eine Mehrheit in Exotikräumen von Brasilien schwelgt und eine Automarke mit einer jugoslawischen Zigeunerfanfare Werbung macht.

Doch ist das Phänomen so neu nicht, findet Gerald Seligman, einstiger Journalist und heute Weltmusikproduzent in Diensten eines Giganten der Branche: «Worldmusic-Hits kommen schon seit den Fifties in Wellen in den Westen: Damals war es südafrikanischer Musical-Jazz, später die Afro-Funker Fela und Manu Dibango, usw. Heute



S. Bohndorf



Das Kürzel für «World Music Exhibit». Ein jährlich in einer anderen europäischen Stadt abgehaltener Kongress der Musikbranche, die sich mit Weltmusik beschäftigt. WOMEX wurde 1992 vom «Europäischen Forum von Weltmusik-Festivals» initiiert. 1997 ist sie in Marseille zum wichtigsten Treffpunkt für interessierte Veranstalter, Medienleute, Agenturen und Musikproduzenten aus aller Welt avanciert. Derzeit sind Bestrebungen im Gang, dieses Netzwerk engagierter Leute mittels Internet weiter zu verstärken.

Ende grosser Karrieren

Dass 1997 der rebellische Fela Anikulapo Kuti (angeblich an AIDS) verstarb, ging um die ganze Welt. Doch er war nicht der einzige der ganz Grossen der Weltmusik, die diese etwas überraschend verliessen: Nusrat Fateh Ali Khan, der die (so gottergebenen wie frivolen) pakistanischen Sufi-Gesänge weltberühmt machte, verstarb im August. Auch Prince Nico Mbarga, der mit seinem Welthit «Sweet Mother» 1972 in Afrika beinahe die frankophonen mit den anglophonen Ländern versöhnte, starb letztes Jahr in Nigeria, wie nur nebenbei zu vernehmen war.

Music» - quo vadis?

aber ist das Angebot viel breiter, hat dafür weniger Wellenausschläge.» Die fremden Töne haben sich integriert, ohne stark an Konturen zu verlieren. Sensibilisierung für die sogenannte «Dritte Welt»? Seligman: «Zweifelloos - denken Sie an die 'Human Rights Tour' mit Youssou Ndour, Peter Gabriel und allen anderen. Oder an das Concert for Mandela 1990! Das gewaltige Medienecho brachte enorm viel Bewusstseinsbildung mit sich. Heute gibt es gerade in der Dritten Welt viele engagierte Musiker, die etwas mitteilen wollen, nicht nur unterhalten.»

Ein Markt der Zufälle

Doch: Kommen diese Stimmen auch zu den Ohren im Norden durch? Da stellt sich nicht nur

die Sprachfrage. An der World Music Exhibit (Womex) im Herbst 97 in Marseille zeigte sich, dass die Botschaft oder die Künstler in diesem neuen Markt wenig Gewicht haben. Geschäftsleute aus dem Norden prägen ihn - währenddem mittellose Festivalleiter oder Produzenten aus dem Süden kaum Partner aus dem Norden finden. Die Konkurrenz der «Zwischenhändler» beeinflusst die Preise des «Rohstoffs» Musikschaffender. Und so werben Musiken diversester Stilrichtungen der Welt um die Gunst der Abnehmer: der Veranstalter im Norden. Dabei zeichneten sich Vorlieben ab, sozusagen im Trend ist Musik von Roma aus dem Mittelmeerraum und dem ehemaligen Ostblock. Hinter

dem Eisernen Vorhang haben phantastische Gruppen und Tanzkapellen überlebt und gearbeitet. Das Glück der Zuhörer, in eine andere Zeit versetzt zu werden, ist riesig: Zigeunermusik ist auch ohne jede Elektronik aufwühlend und mitreissend. Ein zweiter Interessenschwerpunkt liegt auf karibischen und Latino-Orchestern. Auch jenseits des Atlantik haben sich in sozialistischer Abgeschlossenheit (Kuba) im Gegensatz zum üblicherweise eher kurzlebigen Star-System umwerfende Grossformationen mit flacher Hierarchie erhalten. Nun blenden sie verdientermassen im Westen. Doch scheint in Sachen Trend der Zufall eine grosse Rolle zu spielen. Afrika, das die halbe Welt mit seinen

Rhythmen infiziert hat, ist nicht mehr so bestimmend. In einer multi-polaren Musikwelt gibt es viele Epizentren genialer Sounds. Im Norden hat es immer mehr offene, interessierte Ohren. Und immer mehr Menschen, die an multikulturellen Anlässen auftauchen und mitfühlen oder die Hintergründe erkennen wollen. «Das besondere an solchen Weltmusikanlässen ist die unheimlich friedliche, harmonische Stimmung, die da herrscht», bemerkt der österreichische Kulturvermittler Franz Schmidjell recht befriedigt: Toleranz und Sympathie zwischen Menschen und Kulturen sind doch entscheidende Zukunftsfaktoren.

*Beni Güntert ist Mitarbeiter der Sektion Medien und Kommunikation der DEZA



Der englische Völkerkundler Myers nimmt 1898 die Stimmen der Torres-Insulaner auf Wachszyylinder auf

Museen des Nordens horten wohl die meisten wichtigen Kultgegenstände und Kunstwerke aus dem Süden. Die Nachkommen der Künstler haben kaum mehr Zugang zu den Werken ihrer eigenen Kultur. Die australische Dokumentarfilmerin Frances Calvert ist dieser Frage nachgegangen. Von Toni Linder*.

Risse in der Maske

Vor einigen Generationen haben die Menschen auf den Inseln der Torres-Strasse im Norden Australiens einzigartige Masken aus Schildpatt gefertigt. Heute sind sie nur noch in europäischen Museen zu sehen. Wenn sie nicht gut verpackt in deren Kellern lagern.

Ephraim Bani und seine Frau Petharie von der Mabuiag-Insel in der Torres-Strasse besuchten kürzlich einige dieser Museen. Als erste ihrer Generation sahen sie die Masken und Totemfiguren ihrer Ahnen wieder. Gerne hätten sie das kulturelle Erbe des 5'000-Seelen-Volkes zurückbekommen.

Ein aussichtsloses Unterfangen, wie sich rasch herausstellte. Bei den Verhandlungen mit den meist verlegenen, manchmal hilflosen, zwischendurch arroganten und stets Nein sagenden Museumskonservatoren begleitete Frances Calvert die beiden Insulaner mit der Kamera.

So entstand der Dokumentarfilm «Cracks in the Mask»: eine ebenso ergreifende wie kluge Reflexion über Kult und Kunst, Besitz und Gebrauch, Geschichte und Gegenwart.

Erfolg in Australien

«Cracks» ist in Australien mit Erfolg beim Publikum und mit starkem Medienecho angelaufen. Inzwischen bereiten mehrere dortige Museen Aus-

stellungen mit Leihgaben aus dem Norden vor. Bisher wurde aber noch keines der wertvollen Stücke zurückgegeben.

Besonders beeindruckt hat der Film begrifflicherweise die Leute auf den Torres-Inseln. Zu Tränen kam es, erzählt Frances Calvert, als Insulaner auf Filmausschnitten und Wachszyylinder-Tonkonserven von 1898 ihre eigenen Urgrosseltern erkannten.

Doch für die Menschen in der Torres-Strasse hat «Cracks» mehr als nur sentimentalen Wert. Denn heute bleibt wenig von ihrer ursprünglichen Kultur übrig, niemand kann noch solche Masken herstellen.

Die Torres-Insulaner tanzen zwar immer noch. Statt Schildpattmasken tragen sie nun allerdings hölzerne Modelle von Kampfflugzeugen aus dem 2. Weltkrieg auf dem Kopf. Inspiriert dazu hat sie die ehemalige US-Basis in der Torres-Strasse.

Bani und sein für unsere Begriffe reichlich skurriler Kopfschmuck bringen einen der Konservatoren im Film zur Einsicht, dass offenbar auch traditionelle Kulturen eine Geschichte haben

* Toni Linder ist Mitarbeiter der Sektion Medien und Kommunikation der DEZA

Der Film «Cracks in the Mask» von Frances Calvert wurde mit einem Beitrag der DEZA produziert. Produktion: Talking Pictures, Berlin 1997. 57 Minuten, Original 35 mm, Englisch / Französisch / Kala lagaw ya, deutsch untertitelt. Verleih 16 mm: Zoom, Erlachstr. 21, 3000 Bern 9, Tel. 031 301 01 16, Fax 031 301 28 60.

Von Korruption bis Monitoring

Das Nadel (Nachdiplomstudium für Entwicklungsländer) an der ETH Zürich bietet in den nächsten Monaten folgende Kurse an:

- 30.3.-3.4. Einführung in die Planung von Projekten und Programmen
- 6.4.-9.4. Entwicklungszusammenarbeit im urbanen Kontext
- 20.4.-24.4. Org. entwicklung in der Entwicklungszusammenarbeit
- 27.4.-30.4. Korruption und Korruptionskontrolle in Entwicklungsländern
- 4.5.-8.5. Lokales Wissen in der Entwicklungszusammenarbeit
- 11.5.-15.5. Mensch und Wald, Konflikte und Lösungsansätze mit Blick auf den Süden
- 25.5.-29.5. Monitoring von Projekten und Programmen
- 2.6.-5.6. Entwicklung und Umwelt

Auskunft und Anmeldeunterlagen: NADEL-Sekretariat, ETH Zentrum, 8092 Zürich, Tel 01 632 42 40

Anmeldeschluss: 1 Monat vor Beginn des betreffenden Kurses.

Globales Lernen in der Schweiz

(gnt) Die Stiftung Bildung und Entwicklung hat im Januar ihre Aktivitäten aufgenommen. Vier Beratungs- und Verkaufsstellen in Zürich, Bern, Lugano und Lausanne stehen den kantonalen Erziehungsdirektionen in Fragen des «Globalen Lernens» zur Seite, bilden Lehrerinnen und Lehrer weiter, erarbeiten Themen und Didaktik, beurteilen Lehrmittel und verkaufen empfohlene Unterrichtsmaterialien an Interessierte. Globales Lernen ist das Oberziel der Stiftung, d.h. den Jugendlichen in der Schweiz sollen etwa die Zusammenhänge zwischen Armut und Reichtum, Bevölkerungsdynamik, Migrationen, Krieg und Menschenrechten, globaler Umweltbedrohung und Lebensstil besser vermittelt werden.

Die Stiftung geht auf eine Initiative des Forums «Schule für eine Welt» und der DEZA zurück: in der Folge haben diese zusammen mit der Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektionen (EDK), mit den Lehrerorganisationen, dem Bund und den grossen Hilfswerken

eine neue Organisation geschaffen, welche unter anderem die ehemaligen Schulstellen der Arbeitsgemeinschaft der Hilfswerke abgelöst hat. Die Stiftung plant im übrigen einen Fonds, der spezielle Bildungsprojekte unterstützen kann. Zu dessen Äufnung werden derzeit Sponsoren gesucht - auch in der Privatwirtschaft. Die DEZA hat einen Startbeitrag zugesagt. *Eine Informationsbroschüre und weitere Auskünfte sind erhältlich beim Zentralsekretariat Stiftung Bildung und Entwicklung, Mombijoustr.31, 3001 Bern, Tel 031 382 80 80, Fax 031 382 80 82.*

Lehrmittel Fallstudie Mount Kenia

(bf) Selten genug basieren Lehrmittel auf praktischen Erfahrungen ausserhalb des Schulzimmers. Nicht so dasjenige vom Berner Gymnasiallehrer Roland Brunner. Mehrere Jahre arbeitete er an einem kenianischen Entwicklungsprojekt mit, davon ein halbes Jahr vor Ort. Diese Erfahrungen haben nun ihren Niederschlag gefunden in einer praxisbezogenen, aktuellen und spannenden Fallstudie für eine

Klassenarbeit auf der Sekundarstufe II. Sieben Kapitel - von Geschichte über Wasserversorgung, Tropenökologie, Bevölkerungswachstum bis zur Waldbewirtschaftung - erschliessen dabei den Schülern und Schülerinnen konkrete Grundlagen von Natur- und Kulturraum und zeigen von verschiedenen Seiten Möglichkeiten und Probleme der Entwicklungszusammenarbeit. *Zu bestellen bei: Berner Lehrmittel- und Medienverlag, Güterstrasse 13, 3008 Bern*

Eintrittsbillet zu nah und fern

(bf) Via Musik und Musikinstrumente fremde, ferne, aber auch nahe unbekannte Völker, deren Gesellschaft, Traditionen und Geschichte kennen- und verstehen lernen: Dies hat sich das 3 CDs samt Schüler- und Pädagogenheft umfassende Lehrmittel «Musik aus aller Welt» zum Ziel gesetzt. Über die Musik als universelle Sprache wird dabei den Schülern und Schülerinnen in lockerer, übersichtlicher und nicht zu aufdringlicher Form ein Eintrittsbillet zu den Kulturen und Menschen von Samoa bis Louisiana und vom Jura bis zur Sahara offeriert. *Fondation Education et Développement, Av. de Cour 1, 1007 Lausanne, Tel 021 616 84 33* «Musique du Monde» ist vorläufig nur in französischer Sprache erhältlich. Aber wie gesagt: Musik ist eine universelle Sprache.



Bücher

Wasser gibt und nimmt Leben

(lit) Einige der ärmsten und gleichzeitig ressourcenreichsten Gebiete der Welt porträtiert der Zürcher Fotojournalist Daniel Schwartz: die riesigen, dicht bevölkerten, intensiv genutzten Deltas der grossen asiatischen Flüsse Ganges, Irrawaddy, Mekong und des Roten Flusses. Dem engagierten Fotografen sind in jahrelanger Arbeit ungeschminkte Bilder gelungen. Er ist mit seiner Kamera «nahe dran» an den Menschen, ohne aber aufdringlich oder gar voyeurhaft zu wirken.

Der sehr schön gestaltete und gepflegt gedruckte Band wird ergänzt durch Schwartz' umfangreichen, informativen Text, durch die vertiefenden Legenden sowie durch eine Einleitung des bekannten Fotografen und Schriftstellers Tim Page.

Daniel Schwartz: Delta. Wasser, Macht und Wachstum in Asien. Einleitung von Tim Page. Scalo Verlag, Zürich 1997.

Wälder der Hoffnung

(lit) Der Bieler Publizist, Förster und Fotograf Christian Küchli zeigt in seinem neuen Bildband erfolversprechende Entwicklungsinitiativen auf dem Gebiet des Waldes. Die zwölf differenzierten Reportagen aus aller Welt geben wohl ein realistischeres Bild des Südens als die täglichen Katastrophenmeldungen der Medien – ohne aber schönfärberisch zu sein. Am Beispiel des Waldes gelingt es Küchli auch, einen vertieften Einblick in fremde Kulturen zu vermitteln. Eine tragende Rolle spielen die hervorragenden Fotos des Autors.

Christian Küchli: Wälder der Hoffnung. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 1997. Englische Ausgabe: Forests of Hope, Earthscan, London 1997

Afrikas Puls

(gnt) Mit «Houn-Noukoun» legt der auf Reportagen aus dem Süden spezialisierte Marino-Verlag ein prächtiges multimediales Werk vor:

«Houn-Noukoun» heisst in der Sprache der beninischen Fon «Mach die Augen auf!» Doch dieses Werk enthält Stoff für alle Sinne: Töne, Fotos und Texte von den Rhythmen und Menschen Afrikas. Musik ist Afrikas positiver Pulsschlag, der nicht nur den Alltag leichter macht, sondern alle Übergangsrituale (wie Beschneidung, Heirat, etc.) im Leben der Menschen begleitet.

«Houn-Noukoun» ist das Gesamtkunstwerk eines von Afrika «Gebissenen»: Der junge Fotograf Thomas Dorn hat drei Jahre lang in 19 Ländern Afrikas geforscht und gefunden. Sein Auslöser war ein Gespräch mit Angélique Kidjo (deren Familie eine Reportage gilt), seine Vollendung die Zusammenarbeit mit der togolesischen Ko-Autorin Ayoko Mensah. Dorn hat von seinen Reisen nicht nur berührende Fotos mitgebracht, sondern auch Tonaufnahmen authentischer Dorfmusik (auf zwei CDs). Der Band wird abgerundet durch Texte kompetenter Autoren wie Kidjo oder Bebey.

Dorn, Thomas und Mensah, Ayoko: Houn-Noukoun. Gesichter und Rhythmen Afrikas. München: Marino 1997.



Musik



Global Jazz

(gnt) Jazzorange aus der Westschweizer Gemeinde Renens haben sich im Frühjahr 97 einen Traum verwirklicht: mit Musikern aus dem Trikont (Afrika, Asien, Lateinamerika) eine Musik- und Movie-Produktion aufzubauen, die engagiert von den so wild verschiedenen Lebensbedingungen in dieser Welt Zeugnis ablegt. Hilfswerke und die DEZA haben das Vorhaben unterstützt. Viele haben das «Nord-Süd-Spektakel» sehen können. Für die anderen ist nun die Tonspur auf CD erhältlich. Für Fans von Fusion-Jazz – oder sagen wir aktueller: 'Global Jazz' – eine durchaus lohnende Sache. In einen Teppich von brasilianischen Rhythmen mischen sich munter indische, sahelische und tibetische Tonkünstler ins Konzert – Nord und Süd geben sich harmonisch die Hand. Eine schöne Vision. *Jazzorange: Nord-Süd (Hear we go 1997, Vertrieb cod-tuxedo)*

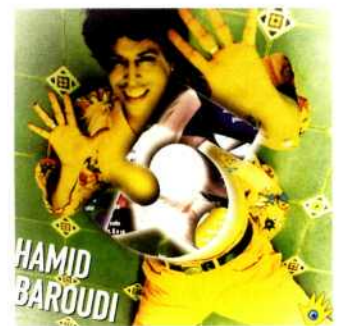
Global Pop

(gnt) Hamid Baroudi gilt als einer der Stars des Global Pop, einer neuen Nebenwirkung der Globalisierung. Und er ist einer, der nicht nur spannende Musik macht, sondern dies auch aus politischem Engagement. Zur Musik: In seinem fünften eigenen Album «5» (nach vier Alben mit den deutschen Avantgardisten «Die Dissidenten») sind fünf Erdteile hörbar. Eine einzige Welt kommt so in Baroudis Songs zusammen – oder in Fatimas Hand (im Arabischen bedeutet 'fünf' auch Fatimas schützende Hand). In modernstem Klangkleid führt er uns in fünf Sprachen durch Hiphop, afrobrasilianische und andalusische Tonspuren zur algerischen Agonie und zurück zur Harmonie.

Den Kernsatz «Nichts kann Menschen vereinen, kann die Seelen heilen wie der Rhythmus» verbindet Baroudi mit klaren Statements für Menschenrechte und Pressefreiheit. In Algerien ist er ein verborgener Star – der Emigrant verdient weltweit Gehör. Und Tanzen zu seiner Musik.

Hamid Baroudi: Fünf - five - cinq - cinco - xamsa.

(Barraka el Famatshi 1997 / Vertrieb RecRec)



Filme in Fribourg

Liebhäberinnen und Liebhaber von laufenden Bildern aus dem Süden finden am Internationalen Filmfestival von Fribourg all das, was ihr Herz - und Auge - begehrt. Bereits zum zwölften Mal findet der Anlass statt, der sich auf Filme aus der Dritten Welt spezialisiert hat. Nach dem Festival zirkuliert eine Auswahlshow der besten in Fribourg gezeigten Filme während zehn Monaten in rund 20 Schweizer Städten.

1. bis 8. März in Fribourg

25 Jahre SKH

Das Schweizerische Katastrophenhilfekorps (SKH) jubiliert: Es feiert sein 25jähriges Bestehen. Die traditionelle SKH-Jahrestagung - zu der prominente Gastreferenten eingeladen sind - wird aus diesem Anlass mit einem abendlichen Jubiläumsfest ergänzt. 20. März ab 14.30 Uhr im Kursaal Bern

Rencontres Médias Nord-Sud

Alljährlich präsentieren in Genf Dutzende von Fernsehanstalten ihre besten Filme über und aus dem Süden mit entwicklungspolitischem Inhalt und eifern dabei um den begehrten internationalen TV-Preis der Rencontres Médias Nord-Sud. Gleichzeitig versteht sich der Anlass als Marktplatz, an dem sich Realisatoren aus dem Süden mit Film-Einkäufern aus dem Norden treffen.

4. bis 8. Mai, Genf

Focus Osteuropa

Nach den Erfolgen der beiden letzten Jahre findet der Focus Osteuropa (1996: Rumänien, 1997: Russland) auch dieses Jahr wieder statt. Der Anlass wird von der Osteuropa-Zusammenarbeit der DEZA organisiert. Er setzt sich zum Ziel, alle interessierten Kreise in der Schweiz, die in Osteuropa tätig sind - Parlamentarier, Macherinnen aus Wirtschaft und Administration - zum Gedanken- und Ideenaustausch an einen Tisch zu setzen. Bei Redaktionsschluss stand das Thema der Tagung noch nicht fest. 12. Mai, Hotel Bellevue, Bern

World-Didac

An der internationalen Messe für Lehrmittel, Aus- und Weiterbildung präsentieren die DEZA, das Nord-Süd-Zentrum des Europarates, die Stiftung Bildung und Entwicklung und der Verband Worlddidac mit «Dialog Afrika-Europa: Veränderung durch Globales Lernen» ein gemeinsames Projekt. Ziel ist es, Bewusstseinsbildung über globale Verflechtung und Globales Lernen im Norden und Süden zu fördern. «Bildung zur nachhaltigen Entwicklung - Globales Lernen», «Vorstellungen von Afrika - Vorstellungen von Europa» und «Konfliktverhinderung und die Rolle von Menschenrechten und Friedenserziehung» sind dabei drei Themen, die sowohl in Afrika wie in Europa wichtig sind. 12. bis 15. Mai, Basel

Solidarität schafft Zukunft

Solidarität und Nachhaltige Entwicklung sind die beiden Kernbegriffe einer grossen internationalen «Nord/Süd-Konferenz für Nachhaltige Entwicklung», welche die Arbeitsgemeinschaft Swissaid/Fastenopfer/Brot für alle/Helvetas/Caritas unter dem Motto 'Solidarität schafft Zukunft' veranstaltet. Hochkarätige Gäste wie Julius Nyerere, Präsident des South Centre und ehemaliger Präsident von Tansania, José Ramos Horta, Freiheitskämpfer und Friedensnobelpreisträger, Nafis Sadik, Direktorin des UNO-Bevölkerungsfonds, und Bundespräsident Flavio Cotti werden an der Konferenz sprechen. Ob Nelson Mandela, Präsident von Südafrika, die Einladung zum Anlass annimmt, stand bei Redaktionsschluss noch nicht fest. 25. bis 29. Mai im Nationalratsaal des eidgenössischen Parlaments und im Hotel Kreuz in Bern

Afro-Pfingsten

Das wohl grösste schweizerische Festival, welches den afrikanischen Kontinent in den Mittelpunkt stellt, feiert seine neunte Auflage. Afro-Pfingsten findet mittlerweile weit über die Landesgrenzen hinaus Beachtung und Anerkennung. Auch dieses Jahr wird deshalb während acht Tagen das bewährte Konzept beibehalten, um der Schweizer Bevölkerung Afrika, seine Menschen, Kulturen, Geschichte und Traditionen näher zu bringen. Die Angebotspalette reicht von Filmvorführungen über Konzerte,

Workshops, Disco, Markt bis zu Lesungen und Kinder-animation. 25. Mai bis 1. Juni auf dem Südzentral in Winterthur

Bhutan in Basel

In Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Museum für Völkerkunde in Wien organisiert das Museum der Kultur in Basel eine Ausstellung über den Himalaja-Staat Bhutan. Das fernöstliche Königreich - seine Kultur, Religion, Landschaft und Menschen - wird dabei den Besucherinnen und Besuchern nicht nur durch Leihgaben aus Bhutan selber näher gebracht. Bhutanische Handwerker arbeiten in einer Werkstätte, die Projekte der schweizerisch-bhutanischen Entwicklungszusammenarbeit werden vorgestellt, und zusätzliche Rahmenveranstaltungen (Musik- und Tanzvorführungen etc.) runden die Ausstellung ab. Vernissage: 27. Mai im Museum der Kultur in Basel

Impressum:

«Eine Welt» erscheint viermal jährlich in deutscher, französischer und italienischer Sprache.

Herausgeber:

Sektion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA)



Redaktionskomitee

Marco Cameron (verantwortlich), Catherine Vutray (vordr.), Andreas Stuber (sbd), Miya Krell (km), Reinhard Voegelé (vordr.), Stefan Klespar (kst), Marco Rossi (rm), Beat Felber (bf)

Redaktionelle Mitarbeit:

Beat Felber (bf), Marco Gehring (mg), Tatiana Nechaus (gn), Varunika Singh (vs)

Gestaltung:

Guérin Cocchi, Lausanne

Fotosatz / Lithografie:

City Camp SA, Morges

Druck:

Vogt-Schild / Habegger AG, Solothurn

Niedergabe:

Die Wiedergabe von Artikeln, auch auszugsweise, ist unter Angabe der Quelle erlaubt. Ein Belegexemplar ist die Herausgeberin ist erwünscht.

Abonnemente:

«Eine Welt» ist gratis erhältlich bei DEZA, Sektion Medien und Kommunikation, 3003 Bern, Tel. 031 322 34 40.

«Eine Welt» wird von einem Bundesamt herausgegeben, ist aber keine offizielle Publikation im engeren Sinn. «Eine Welt» soll auch andere Meinungen zu Wort kommen lassen. Deshalb geben nicht alle Beiträge unbedingt den Standpunkt der DEZA und der Bundesverwaltung wieder.

09/95

Jmschlag: Volk-Summers-Sygnal

«Eine Welt»

Bestellcoupon und Adressänderung

• Ich möchte «Eine Welt» abonnieren. Das Magazin der DEZA ist gratis und erscheint viermal jährlich in deutsch, französisch und italienisch.
Ich möchte folgende Anzahl Exemplare: in deutsch, in französisch, in italienisch.

• Ich wünsche weitere Gratisexemplare der Nummer eins von «Eine Welt» und zwar: Ex. in deutsch, Ex. in französisch, Ex. in italienisch.

• Meine neue Adresse lautet: _____

(Bitte in Blockschrift)

Name und Vorname: _____

Ev. Organisation/Institution: _____

Adresse: _____

Postleitzahl, Ort: _____

Bei Adressänderungen legen Sie bitte die alte Adressetikette bei!

Senden Sie den Coupon an: DEZA, Sektion Medien und Kommunikation, 3003 Bern